ENPUNKT 42

Zeitschrift für Revolutionäre Tanzmusik



PEOPLE´S REPUBLIC OF DISCO

Frühjahr 2005
Revolutionärer Preis:
ein Euro

Impressum

ENPUNKT 42 ist die Zeitschrift für angewandtes Spießertum. Das Motto lautet »Saufen Hüpfen Peinlichsein«. ENPUNKT 42 kommt von **Klaus N. Frick, Postfach 24 68, 76012 Karlsruhe.** E-Mail läuft am schnellsten über die Firma und: **klaus.frick@vpm. de** – oder privat über **enpunkt@gmx.de**. Ebenso klappt die geniale Adresse **klaus@enpunkt.de.**

ENPUNKT 42 versteht sich als vervielfältigter Brief an Freunde & Bekannte und unterliegt somit nicht dem Presserecht. Alles veröffentlichte Material spiegelt ausschließlich die Meinung des Herausgebers wieder.

ENPUNKT 42 ist eine rein inkommerzielle Produktion, erwirtschaft garantiert keinen Gewinn und dient vor allem dazu, das Egoboo des Herausgebers ins Unermeßliche zu steigern sowie den Lesern Spaß zu machen.

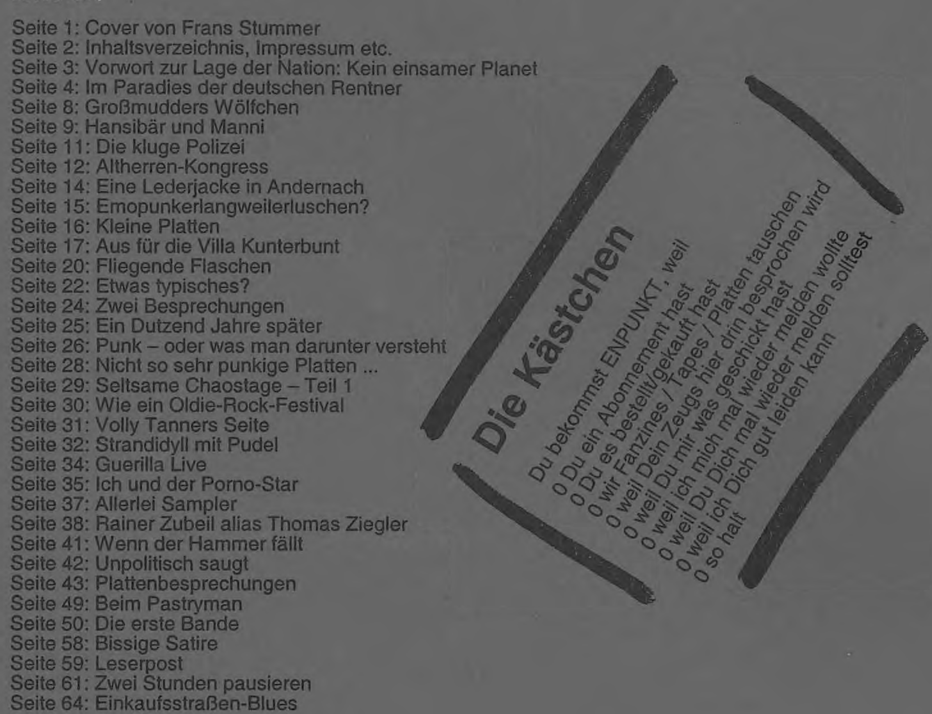
ENPUNKT 42 erscheint im April 2005. ENPUNKT 42 umfaßt 64 A5-Seiten. Die Auflage beträgt 500 Exemplare.

ENPUNKT 42 kostet im Einzelverkauf auf Konzerten oder so einen Euro, per Post leider 1,85 Euro in Briefmarken oder zwei Euro in Münzen. Ein Abo über vier Ausgaben kostet sieben Euro. Zu alten Ausgaben gibt es in diesem Heft einen kleinen Artikel.

ENPUNKT 42 kann auch gegen Austausch-Fanzines, Tausch-Platten und Tausch-Tapes bezogen werden – Tauschpartner melden sich einfach bei mir.

ENPUNKT 42 wird gedruckt bei Stefan Otto in Konstanz.

Inhalt



Abo-Bedingungen

ENPUNKT kann natürlich auch abonniert werden. Potentielle Abonnenten sollten allerdings einkalkulieren, daß ENPUNKT unregelmäßig erscheint – im Schnitt alle neun Monate. Ein Abonnement über vier Ausgaben kostet derzeit sieben Euro. Meine Bankverbindung ist: **Kreissparkasse Freudenstadt, BLZ 642 510 60, Konto 187 954.**

Vorwort:

Kein einsamer Planet

Jahrelang dachte ich, als Rucksackreisender sei ich eine weiter entwickelte Art von Tourist, besser auf jeden Fall als die sogenannten Neckermänner, die Pauschalurlauber. Die hatte ich schon damals nicht leiden können, als ich selbst in einem Feriengebiet aufwuchs und als Jugendlicher im Schwarzwald mit den Allüren der »Herrenmenschen« aus Norddeutschland konfrontiert worden war.

Allein schon die Tatsache, daß ich einen alten Seesack trug, den die Bundeswehr aus ihren Beständen ausgemustert hatte, hob mich – so dachte ich – meilenweit über die gewöhnlichen Urlauber hinaus. Ich gehörte zu jenen, die allein reisten, die in fremde Länder flogen, um diese auf eigene Faust zu erkunden, zu Fuß, mit öffentlichen Verkehrsmitteln oder mit dem Rad. Und ich war stolz darauf, so ein Tourist zu sein und nicht einer von den anderen.

Vielleicht hatte ich mir das alles eingebildet, weil in den Staaten Westafrikas, die ich immer wieder bereiste, der Tourismus komplett in den Kinderschuhen steckte. In Ghana und im Senegal, in Burkina Faso oder im Niger – überall dort hatte es Wochen gegeben, in denen ich keinen Weißen gesehen hatte. Und bekam ich dort dann doch einen Europäer zu Gesicht, handelte es sich meist um einen Menschen, der in dieser Region arbeitete oder als Missionar tätig war. Richtige Urlauber erlebte ich praktisch keine, und es war für mich oft ein faszinierendes Gefühl, beispielsweise in einer Stadt in der Sahelzone zu weilen und zu wissen, der einzige Europäer auf weiter Flur zu sein.

Das änderte sich schlagartig, als ich Ende der neunziger Jahre in Malaysia war. Zum ersten Mal bereiste ich ein Land, in dem große Teile der Infrastruktur komplett auf sogenannte Individualtouristen ausgerichtet waren. In Kuala Lumpur, der Hauptstadt, wimmelte es von Hostels, in denen Rucksackreisende abstiegen, und von Kneipen, vor denen die Rucksackreisenden saßen und bis spät in die Nacht miteinander tranken, sich dabei prahlerische Geschichten erzählten. Ich saß in Bussen, in denen mehr als die Hälfte der Reisenden aus westlichen Touristen bestand, die auf der Fahrt in ein exotisches Gebiet – etwa die Cameroon Highlands – waren.

Den Höhepunkt erlebte ich bei der Überfahrt zur wunderschönen Insel Langkawi, als jeder der Touristen seinen Reiseführer in der Hand hielt: ich einen aus Deutschland, die anderen die Malaysia-Ausgabe des »Lonely Planet«, der Bibel für sogenannte Individualreisende. In der kleinen Gemeinde, die wir alle ansteuerten, gab es ein Dutzend Quartiere für unsereins, und da der »Lonely Planet« das letzte Hostel auf der rechten Seite empfahl, steuerten alle – streng individuell – denselben Bau an. Aus purem Trotz entschied ich mich für das letzte Hostel auf der linken Seite.

Ich erkannte, daß es den »einsamen Planeten«, von dem unsereins so gerne träumt, auch ausgelöst durch die einschlägigen Reiseführer, so eben nicht mehr gibt. Aber ich brauchte ein bißchen länger, um zu erkennen, daß mich diese Erkenntnis nicht klüger machte. Ich war ein Tourist, einer von Millionen, die durch die Welt reisten, ihre Meinungen aus Europa und Amerika und sonstwoher im Gepäck, die sie anderen Ländern und Gefilden überstülpten, und es gab keinen Grund, sich irgendwie besser zu fühlen als diejenigen, die sich bei der Planung ihrer Reise schlicht einem Büro anvertrauten und diesem die Arbeit überließen

Im Nachhinein glaube ich, daß es die deutsche Krankenschwester war, mit der ich mich im Hochland von Malaysia richtig stritt und die letztlich meinen Umdenkprozeß auslöste. »Ich bin kein Tourist«, sagte sie, »ich bin ein Traveller, und das ist etwas ganz anderes.« Als »Traveller« aß sie Bananenpfannkuchen zum Frühstück, kaufte sich zum Mittagessen – eifrig englisch parlierend – frische Nahrungsmittel aus dem Supermarkt, und abends saß sie mit den anderen »Travellern« zusammen, erzählte sich Geschichten, wo sie was besonders billig hatten kaufen können, und sonnte sich im Gefühl, etwas besonderes zu sein.

Ich fand die Frau widerlich, bis ich erkannte, daß ich bei ihr in einen Spiegel schaute. Keinen gewöhnlichen Spiegel, der schlicht die Gesichtszüge abbildete, sondern einen, der den Charakter nahm, die negativen und positiven Eigenschaften, und sie mir so vor die Nase hielt, daß mir klar wurde, daß ich eben wirklich nichts besonderes bin. Es gibt ihn nicht, den einsamen Planeten, es gibt ihn nirgends, zumindest nicht auf der Erde.

Das einzige, was wirklich noch frei ist, sind die Welten der Fantasie. Man kann einem Science-Fiction- und Fantasy-Leser mit gutem Recht seine Realitätsflucht auf Zeit vorwerfen, aber er weiß im allgemeinen, daß er die normale Welt nur für eine gewisse Zeit verläßt. Wer aber im Urlaub ernsthaft glaubt, er sei etwas besseres, weil er einen Rucksack und nicht einen Koffer als Gepäckstück benutzt, sucht umsonst nach seinem einsamen Planeten ...

Viel Spaß bei der Lektüre!

Im Paradies der deutschen Rentner

Zwei Wochen pauschal auf Teneriffa

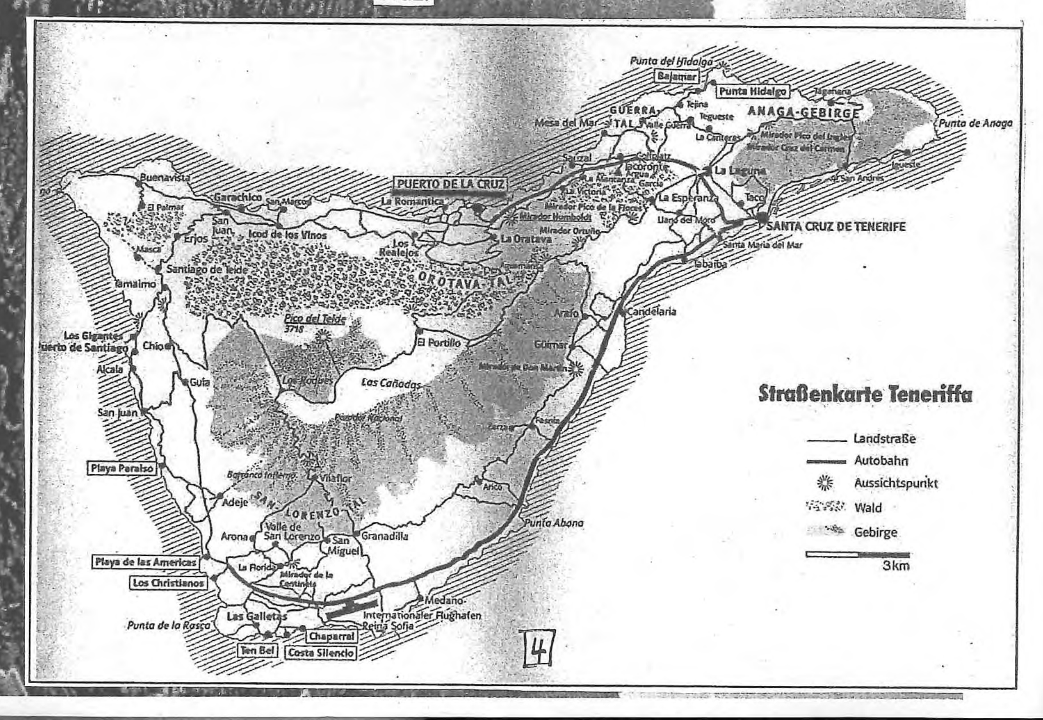
Eigentlich hatte ich vor, im Spätjahr 2004 meinen Urlaub in Kalifornien zu verbringen. Dort war ich noch nie, und ich stellte es mir spannend vor, endlich mal die Städte zu sehen, von denen ich mein Leben lang so viel in Büchern gelesen, in Songs gehört und in Filmen gesehen habe. Leider klappte das nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte, weil ich mit dem Termindruck nicht fertig wurde und streng genommen gar keinen Urlaub hätte machen dürfen: In diesem Jahr lief in der Arbeit zwar vieles sehr gut, aber das brachte eben viel Überstunden mit sich.

Also ging ich irgendwann im Oktober 2004 in letzter Not in ein Reisebüro, sprach mit der freundlichen Dame dort und sagte ihr, daß ich gerne für zwei Wochen auf die Kanarischen Inseln wolle. Ich hätte zwanzig Bücher und einen Laptop eingepackt, und das einzige, was ich wolle, sei ein ruhiger Ort mit Zivilisationsanbindung, wo ich lesen und schreiben wolle und wo ich, wenn ich es vorhabe, auch mal abends was unternehmen könne. Sie empfahl mir den Norden von Teneriffa, der am dichtesten besiedelten kanarischen Insel, und dort die Hafenstadt Puerto de la Cruz.

Recht spontan willigte ich ein, und am 11. November startete ich für zwei Wochen in einen Pauschalurlaub nach Teneriffa. Wahrscheinlich darf man sich mit 40 Jahren auch erlauben, einen richtigen Pauschalurlaub zu buchen, ohne sich übermäßig zu schämen.

Teneriffa allgemein

Zu der Insel gibt es so viel mehr nicht zu sagen als das, was in allen Reiseführern steht. Sie ist sehr gebirgig und wird im Zentrum von dem riesigen Vulkankegel des Berges Teide bestimmt. Die gebirgige Struktur der Insel ist auch dafür



verantwortlich, daß die klimatischen Bedingungen teilweise sehr stark wechseln und nirgends einheitlich sind: Der Süden ist eher flach, wüstenartig und trokken; dort befinden sich die Urlaubsressorts für Sonnenanbeter und Wassersportler. Der Norden ist eher feucht, gebirgig und wolkenverhangen; dort treffen sich eher Wanderfreunde und gemütlichere Naturen.

Die Verkehrsverhältnisse auf der Insel sind klasse: Wer sich ein Auto mieten will, kann auf einer Autobahn fast komplett um die Insel heizen, kann aber auch in jedes noch so kleine Kaff über eine gute Straße vorstoßen. Allerdings herrschen Haarnadelkurven vor, das Bergland ist nun mal sehr stark zerklüftet. Gleichzeitig gibt es ein tolles öffentliches Nahverkehrssystem, dessen Busse einen für wenig Geld in jeden Ort bringen. Ein Auto braucht man eigentlich nur, wenn man wirklich komplett unabhängig sein will und das Kleingeld dafür hat. Für mich hätte sich das beim besten Willen nicht gelohnt.

Besonders gut kannte ich mich nach den zwei Wochen auf der Insel übrigens nicht aus. Meist blieb ich in der Küstenstadt Puerto de la Cruz, wo auch mein Hotel stand, und ließ es mir dort sehr faul sehr gut gehen. Gelegentliche Ausflüge und Wanderungen fanden zwar statt, führten aber nicht zu einer grundsätzlichen Erkundung der Insel. *Das kann ich immer noch machen, wenn ich älter bin,* dachte ich nicht nur einmal. Und ich bin mir sicher, daß ich mir Teneriffa mal wieder anschauen werde.

Puerto de la Cruz

Puerto, wie die Stadt im allgemeinen genannt wird, ist das Zentrum im Nordwesten der Insel. Keine Ahnung, wie viele Einwohner die Stadt hat, aber sie wird definitiv von Deutschen dominiert. Speisekarten sind üblicherweise dreisprachig – also in spanisch, englisch und deutsch – und einige Brocken deutsch versteht jeder. Vor allem viele deutsche Rentner bevölkern die Insel, so auch das Hotel namens *Casa del Sol,* in dem ich mich einquartiert hatte. Manche von ihnen sind im Urlaub dort, aber einige verbringen das Winterhalbjahr oder gleich ganze Jahre auf der Insel, teilweise sogar, ohne auch nur ein Wort Spanisch zu sprechen oder zu verstehen.

Puerto liegt zwar am Meeresufer, verfügt aber nur über zwei Strände, die beide ziemlich klein und bei gutem Wetter ziemlich übervölkert sind. Aus diesem Grund ging ich lieber gleich an den Swimming-Pool im Hotel, wenn ich schon mal meinen Kadaver ins Wasser schmeißen wollte. Der einzige wirklich schön aussehende Strand war eine Stunde zu Fuß vom Hotel entfernt, lag im Norden und war so mit Unterströmungen durchsetzt, daß es offizielle Warnungen davor gab, dort zu schwimmen. An solche Warnungen halte ich mich; ich weiß, wie schlecht ich schwimme.

Ansonsten besteht die Stadt aus mörderisch steilen Straßen und Millionen von Treppenstufen, die ich stets gehen mußte, wenn ich vom Hotel aus in die Innenstadt wollte. Dort wiederum wimmelte es von Kneipen, Bars und touristischen Attraktionen, zudem waren die Straßen vorweihnachtlich geschmückt, was ich ziemlich albern fand. Lichterschmuck mit Weihnachtsmotiven sieht bei strahlendem Sonnenschein und anständig hohen Temperaturen einfach bescheuert aus.

La Paz

Wer es auf der Insel so richtig schön deutsch haben möchte, geht in das Stadtviertel La Paz. Das gehört zu Puerto, und von meinem Hotel aus ist es theoretisch nur 500 Meter entfernt. Luftlinie wohlgemerkt, denn dazwischen liegt ein Barranco, also eine tiefe Schlucht, über die sinnigerweise nur im Tal eine Brücke geht. Also hatte ich gut eineinhalb Kilometer bis nach La Paz zurückzulegen, was ich dann doch gelegentlich tat: Es war zu amüsant.

In La Paz leben angeblich dreimal so viel Deutsche wie Canarios, also Einheimische. Nach dem ersten Besuch glaubte ich das sofort. In La Paz kann man in der »Tiroler Alm« einkehren oder in der »Bücherkiste« einkaufen, sich beim »Deutschen Frisör« oder in »Ritas Studio« die Haare machen lassen, mit »Heidi's Wander Club« – nur echt mit falschem Apostroph und fehlendem Bindestrich – auf Tour gehen oder im »Spar Supermarkt« eingehen. In La Paz werden Kellnerinnen von den Gästen angeschnauzt, weil sie kein »anständiges Deutsch« sprechen, und auf der Straße rufen sich die deutschen Besucher launige Bemerkungen zu.

Eigentlich ist es ziemlich gräßlich, aber ich amüsierte mich bei meinen Besuchen sehr. Es erinnerte zu sehr an ein riesiges Freiluftgehege, in dem die Tenerifos sich einige tausend Teutonen in besonderen Anlagen halten, damit sie nicht den Rest der Insel mit ihrer Sturheit verpesten. Wohnen wollte ich dort allerdings nicht – wenn ich doofe Deutsche in Massen sehen will, muß ich nur in Karlsruhe in die Fußgängerzone gehen.

Da lobe ich mir den Badeort Los Gigantes. Bei meinem Aufenthalt fiel mir das hübsche Wort »Växel« an einer Bank auf, und ich brauchte einige Zeit, bis ich erkannte, daß es sich um eine eigenwillige Schreibweise von »Wechsel« handelte. Das ist respektabel und zeugt von einem hübschen, wenngleich unfreiwilligen Humor.

Fleißig wandern

Wie es sich für einen ordentlichen Urlauber gehört, ließ ich sofort alle guten Vorsätze fallen, nachdem ich auf der Insel angelangt war. Mein Ziel war gewesen, zwanzig Bücher zu lesen und zwanzig Kurzgeschichten zu schreiben. Nicht ganz so, aber in etwa. Und am Pool rumgammeln und mir vielleicht die Stadt angucken, damit ich wußte, wo ich abends ein Bier trinken konnte. Recht schnell fand ich heraus, daß mir das Bier überall schmeckte, auch allein auf dem Zimmer, wo ich mit dem tragbaren Computer flotten Punkrock hören konnte (ich hatte stapelweise OX-Compilations dabei, die sich für solche Reisen wirklich gut eignen – man schwankt beim Anhören zwischen »boah, was für eine Scheiße« und »hey, cool, das sind ja **Chefdenker**!)«.

Die Insel ist ein Wanderparadies, und innerhalb kürzester Zeit nahm ich an organisierten Wanderausflügen teil. So faul war ich dann doch, mich einer Gruppe anzuschließen und es nicht selbst zu organisieren, auch damit ich Anschluß hatte. Gleichzeitig war ich geizig genug, mir das preiswerteste Unternehmen auszusuchen, geführt von einem Italiener namens Giorgio, der ein sehr gutes Deutsch sprach und in einer Tour blöde Witze riß. Klasse. Mit ihm nahm ich an drei geführten Wanderungen teil, einige andere unternahm ich selbst.

Ich lernte viel. Ich lernte beispielsweise, wie deutsche Senioren an den Eingängen öffentlicher Verkehrsmittel drängeln, um einen der guten Plätze im Bus zu bekommen. Ich lernte das Geräusch zu hassen, das diese albernen Wanderstöcke machen, die ich ansonsten von Berichten über »Nordic Walking« her kannte, dieses andauernde Geklapper und Geklacker, das eine Kohorte von Rentnern und anderen Wandervögeln – auch in meinem Alter – in einem Naturschutzgebiet anrichten kann.

Aber ich will nicht nur lästern: Es war ein großartiges Erlebnis, die steile Masca-Schlucht hinabzuklettern, dabei immer wieder spektakuläre Ausblicke zu genießen und am Ende der Schlucht von einem Steg in glasklares, sich wunderbar in der Nachmittagssonne spiegelndes Wasser zu hüpfen. Das war einer der schönsten Tage des zweiwöchigen Urlaubs, wenngleich ich an diesem Abend vom Wandern und Schwimmen echt komplett am Arsch war.

Andere Städte

Ich kann nicht behaupten, daß ich mir die Insel so richtig systematisch angeschaut hätte. Dazu fehlte mir der Nerv, und in zwei Wochen besteht dazu auch so gut wie keine Chance. Vielleicht, wenn ich jeden Tag eine Tour in eine Stadt oder in einen Landstrich unternommen hätte.

Ich besuchte unter anderem die Hauptstadt Santa Cruz, wo ich mir den großen Flohmarkt anschaute. Viel Nennenswertes fand sich dort nicht, vor allem eben Gerümpel aller Art. Er erinnerte mich ein wenig an die Märkte, die ich in den 60er und 70er Jahren mit meinen Eltern besucht hatten, in kleinen Städten wie Dornstetten im Schwarzwald beispielsweise: Kleidungsstücke und Krimskrams aller Art, von dem ich nicht gebrauchen konnte.

Ansonsten war Santa Cruz nicht uninteressant: breite Straßen, große, würdevoll wirkende Gebäude, schöne Plätze. Das gilt im wesentlichen auch für die Stadt La Orotava, die ich mir ebenfalls anschaute. Für Freunde von Museen waren beide sicher interessant, aber für mich hielt sich der Reiz dann doch in Grenzen, und nach ausgiebigem Spaziergang reichte es mir dann.

Alte Nazis

Daß der Faschistenführer Franco ausgerechnet von Teneriffa aus seinen Angriff auf die spanische Republik begonnen hatte, war mir nicht bewußt gewesen. Den Menschen auf den Kanaren ist das allerdings immer noch ein Begriff, und sie halten das Andenken an den General, Kriegstreiber und Massenmörder hoch. So heißt eine der wichtigen Straßen in Puerto de la Cruz ausgerechnet »Avenida Generalissimo« oder so, ist also nach ihm benannt.

In der Hauptstadt steht ein riesiges Denkmal, das den Sieg der Faschisten über die Republik verherrlicht, und es gibt zahlreiche Plätze und Straßen, die an die siegreichen Generäle erinnern. Das fand ich zumindest merkwürdig, aber ich enthielt mich irgendwelcher Kommentare, wenn ich mit Einheimischen ins Gespräch kam. Das war ohnehin selten genug: Selbst die Menschen in den gastronomischen Betrieben sprechen anscheinend nur rudimentäres Englisch, Französisch oder Deutsch, und mein Spanisch ist eben eine Vollkatastrophe.

Und Punkrock?

Mir ist bewußt, daß es auch auf Teneriffa so etwas wie eine Hardcore- oder Punkrock-Szene geben muß. Zumindest hat eine Google-Recherche die Anwesenheit von mindestens einer Band ergeben; mehr konnte ich nicht herausfinden. Ich schaute mir einige Plattenläden an, aber die waren alle beschissen: nur CDs, kein Vinyl und vor allem nichts, was auch nur andeutungsweise nach Punkrock aussah. Selbst auf dem Flohmarkt gab es so gut wie keine Platten, und am einen Stand, wo es einen Bereich »Alternative« gab, steckten eben CDs von **Metallica** oder **Nirvana** drin.

Ich sah auch niemanden, der ernsthaft nach Punkrock aussah. Einige Jugendliche trugen diese albernen Beckham-Frisuren, die hoffentlich bald aussterben werden, mich aber immer noch an Irokesenhaarschnitte erinnern, und es gab einige Dreadlock-Heinis. Das waren aber noch schlimmere Hippies als in Deutschland.

Das einzige, was an Punk erinnerte, war der Typ im Frühstückssaal meines Hotels: Er trug ein sehr modisch und sehr teuer aussehendes T-Shirt, auf dem der Schriftzug »Punk Access All Areas« prangte, in mehreren Variationen und Größen.

Nun denn ... Man kann nicht alles haben.

Playlist Oktober 2004

1. SUPABOND: Nachmittag mit Lucille
2. WEDNESDAY NIGHT HEROES: Superiority Complex
3. TURBOSTAAT: Schwan
4. FRANZ FERDINAND: dto
5. DISTRICT: Don't Mess With The Hard Punx

Rebell im Urlaub

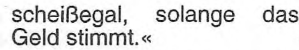
Der schlanke Mann trug sein »Tote Hosen«-T-Shirt und die blond gefärbten, kurzen Haare über der hohen Stirn, als seien es Insignien des Widerstands. Er ging an mir vorüber, als ich meine Schnürsenkel nachzog; ich sah ihn aus den Augenwinkeln.

Vom Centro Martianez bis zum Hotel Pez Azul ging ich hinter ihm her, die ganze Reihe verdammter Treppenstufen hoch, die den Küstenstreifen mit den höher gelegenen Stadtteilen verband, und ich hatte genügend Zeit, ihn genauer zu betrachten.

»Bis zum bitteren Ende« verkündete die Aufschrift auf seinem Rücken wie ein trotziger Aufruf, und seine weißen Socken, die er zu den Wandersandalen trug, hatte er akkurat bis zur Hälfte der Waden hochgezogen, bis sie beide auf derselben Höhe saßen.

Seine Kamera baumelte an einem Band locker von seiner linken Schulter. Die Handy-Tasche an der rechten Seite des Gürtels war mit einem Riemchen verschlossen, wie ein Holster für den Revolver eines Clint-Eastwood-mäßigen Westernhelden.

Ein echter Held, dachte ich und betrachtete skeptisch meinen Bauch, den ich mit mir herumschleppte.



»Die geht heute auch schon zum dritten Mal in den Supermarkt, immer hier an unserer Nase vorüber.«

»Die ist doch auch schon über fünfzig, Manni, und die Haare sind gefärbt. Siehste doch bis hierher.«

»Selbst wenn sie das ist, sie hat 'nen guten Arsch.«

»Da stehste drauf, weiß ich.«

»Guter Arsch und dicke Glocken, da guck' ich gerne hin.«

»Hahaha. Versteh' ich. Da kann die Tussi wirklich zwanzig Jahre jünger sein, was, Manni?«

»Hast recht, Hansibär. Prost!«

»Du sollst nicht Hansibär zu mir sagen, hab' ich dir schon tausendmal gesagt. Und gesoffen wird um diese Zeit nicht.«

»Weiß ich, hat dir deine Alte verboten.«

»Laß die mal aus dem Spiel. Ich weiß selbst, was gut für mich ist.«

»Da seh' ich. Hahaha. Sitzt den ganzen Tag vor dem Pepito rum, säufst einen Kaffee nach dem anderen, und dann ...«

»Besser Kaffee- als Cognacbohnen.«



»Bist ja nur neidisch, weil bei dir nicht mehr alles so fit ist. Und weil du von deiner Frau 'ne fiese Erziehung kriegst.«

»Besser 'ne Erziehung als 'ne Entziehung. Das ist das, was du brauchst.«

»Das sagt einer, dem die Frau den kompletten Haushalt schmeißen muß. Weißt du überhaupt, wie deine Waschmaschine geht?«

»So was macht meine Alte. Die hat eh den ganzen Tag über nichts zu tun.«

»Na, siehste.«

»Du machst das ja auch nicht selbst, Manni.«

»Ich hab' dafür meinen Haus-Service, kann dir doch egal sein. Ist doch eh alles scheißegal, solange das Geld stimmt.«

»Du sollst nicht immer solche Ausdrücke benutzen, du bist ein ungehobelter Klotz.«

»Nur weil ich kein Abitur hab'.«

»Nein, weil du immerhin wie ein Prolet tust.«

»Kann doch dir scheißegal sein.«

»Ich hab' jetzt echt keine Lust mehr auf dich. Auf deine Sauferei und auf deine Schimpfwörter.«

»Dann geh doch. Geh weg von hier. Geh dahin, wo der Pfeffer wächst.«

»Mach' ich, Manni. Du kannst mich am Arsch lekken.«

»Vergiß nicht zu bezahlen.«

»Passiert doch mir nicht, das mach' ich drin an der Bar. Ich bin ein anständiger Bürger, keiner, der betrügt.«

»Soll das 'ne Anspielung sein?«

»Willst du's auf dich beziehen?«

»So eine Scheiße hab' ich ja mein Leben lang nicht gehört. Da brauch' ich gleich noch 'nen Cognac drauf. So ein Scheißgeschwätz.«

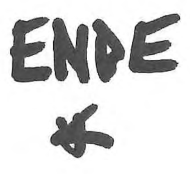
»Ich will deine Beschimpfungen nicht mehr hören. Werd mal erwachsen und nüchtern.«

»Leck mich!«

»Ja. Bis heute abend dann!«

»Tschüß.«





Die kluge Polizei

Schon oft konnte ich den Scharfsinn deutscher Polizeischergen bewundern, und gelegentlich habe ich in diesem Fachblatt für angewandtes Pogotanzen darüber berichtet. Diesmal geht es um eine Pressemeldung der Polizei, die ich im Sommer 2004 über den Internet-Dienst von Yahoo erhalten habe.

Da meldet die Polizei am 6. August 2004, die Chaostage seien endgültig eine Sache der Vergangenheit. Das Thema ist also »ausgetrocknet«, die Punks hätten sich in der Gesellschaft etabliert. Das mag ja alles stimmen, wenn man sich gewisse ältere Herren wie mich anschaut.

Aber unterm Strich sehe ich immer wieder Punks, und ich kann mir nicht vorstellen, daß die nicht auch mal wieder so was wie Chaostage auf die Beine stellen können. Und es wäre mir eine unglaubliche Genugtuung, wenn dieser unglaubliche Hans-Dieter Klosa mal wieder so richtig fett unrecht hätte ...

Freitag 6. August 2004, 11:48 Uhr

Chaos-Tage «ausgetrocknet» - Polizei erwartet keine Punker-Krawalle

Hannover (ddp-nrd). Die berüchtigten Chaos-Tage von Hannover gehören offenbar endgültig der Vergangenheit an. Das Thema sei «ausgetrocknet», sagte Hannovers Polizeipräsident Hans-Dieter Klosa am Freitag in einem Gespräch mit der Nachrichtenagentur ddp in Hannover. Bis 1995 hatte es am ersten Augustwochenende in Hannover immer wieder heftige Krawalle gegeben.

Trotz relativer Ruhe werde die Polizei aber die Entwicklung auch an diesem Wochenende genau beobachten, sagte Klosa. Bislang seien im Vorfeld jedoch keine Auffälligkeiten festgestellt worden. Bislang würden lediglich «vereinzelte Punk-Touristen» in der Stadt erwartet.

Die Szene sei allerdings «nicht berechenbar», räumte Klosa ein. Dies liege an dem im Vergleich zu anderen Gruppen geringen Organisationsgrad der Punks. Im Internet machten sich zwar immer wieder Einzelne zu Sprechern der Szene. Dabei handele es sich allerdings »um Einzelkämpfer\".

Randalen wie 1995, als ein Supermarkt geplündert wurde, seien keinesfalls zu befürchten, sagte Klosa. Er fügte hinzu: «Die Leute sind vernünftiger geworden und haben sich in der Gesellschaft etabliert.» Die Punk-Szene spiele nicht mehr die Rolle wie noch Mitte der 90er Jahre.

Playlist September 2004

1. SOMMERSET: Say What You Want
2. BOMBSHELL ROCKS: Love For The Microphone
3. LOADED: Fearless Street (schon wieder!)
4. REJECTED YOUTH: 21st Century Loser
5. CHEFDENKER: 16 Ventile (mal wieder ...)

Altherren-Kongress

Ich gestehe, daß ich mich auf dem Konzert am Samstag, 5. September, so richtig gefreut habe, all die alten Gesichter wieder zu sehen. All die alten Geschichten, all die alten Köpfe! Aber irgendwann beschlich mich ein seltsames Gefühl, als ich mich im fast leeren Saal umschaute: Sind Punkrocker wirklich eine aussterbende Spezies? Aber erst der Reihe nach ...

Von den kalifornischen Punkrockern **Strychnine** hatte ich schon gehört; sie hatten im Vorjahr in der »Ex-Steffi« in Karlsruhe schwer abgerockt, und ich war nicht dabei gewesen. Um so entscheidender war deshalb für mich der Besuch ihres Konzerts an diesem Samstag abend. Und da ich im Verlauf der Tage zuvor mehrfach von Menschen gehört hatte, daß sie auch auf dieses Konzert gehen wollte, war recht schnell klar, daß es sich hier um eine wahre Pflichtveranstaltung handelte.

Das stimmte dann auch, allerdings wohl für die Punkrock-Generation der »Ü35«. Während sich von 22 bis 23 Uhr so langsam der »Schlachthof« in Karlsruhes Oststadt füllte, konnte ich mir das bunte Treiben und vor allem jeden einzelnen Gast anschauen. Ich kannte so gut wie jeden – und davon die meisten seit gut zehn Jahren. Es war eine Versammlung »alter Gesichter«, und bei manchen davon freute ich mich wie ein Schneekönig über ebendiesen Anblick.

Jüngere Leute tauchten an diesem Samstag abend nur wenige auf, und überhaupt kamen nicht viele Menschen – schätzungsweise vierzig bis fünfzig Leute verloren sich dann später im Konzertsaal, und das fand ich ganz schön erschrekkend. Ich saß an der Theke, unterhielt mich mit alten Bekannten aus Karlsruhe, die teilweise in Berlin und anderen Städten wohnen, mit Luki aus der Schweiz, und so verging die Zeit ganz locker.

A.n.d. aus Zürich hatten es am Anfang richtig schwer. Die drei Herren, die von der ehemaligen Band **Fleisch** übrig geblieben sind und seitdem unter neuem Namen musizieren, boten eine nicht immer leicht verdauliche Mischung aus Hardcore-Punk und Hardrock. Lars brachte es auf den Punkt: »Hört sich ein bißchen wie **Destination Zero** an.«

Großartig waren die Ansagen Lukis, die dieser in gnadenlosem Schwyzerdütsch von sich gab, und auch sonst wußte die Band mit Spielfreude und Humor zu überzeugen. Bewegung brachte sie in den lahmen Haufen vor der Bühne allerdings nicht. Ich selbst wurde auch nicht zum Zucken gebracht, kam über das Stadium des Kopfwackelns nicht hinaus.



Ganz anders **Strychnine.** Die alten Haudegen legten vom ersten Ton an los, als ginge es auf der Bühne darum, ums Überleben zu spielen. Daß der Sänger früher bei **Hell's Kitchen** gesungen hatte, war mir nicht bekannt, ebensowenig die Tatsache, daß einige wohl früher bei **Econochrist** dabei gewesen waren – aber die Verwandtschaft mit den beiden Bands zeigte sich vor allem an der ungeheuren Energie, die auf der Bühne entfesselt wurde.



Ich fand's großartig. Und so stand ich da, wackelte mit dem Kopf und den Füßen, und am liebsten wäre ich wie ein Idiot durch den Raum gehüpft. Aber das wäre uncool gewesen, denn vor mir stand niemand, rechts von mir standen einige Leute an einem Stehtisch, links von mir gähnte ein riesiger Leerraum, und auf der anderen Seite des Raumes standen noch mal einige Leute. Ein jüngeres Publikum hätte sicher mehr Bewegung in den Raum gebracht, und ich erinnerte mich an irgendwelche Punk-Konzerte in den 80er Jahren.

Die 80er Jahre aber waren vorüber, und das wurde an diesem Abend mal wieder so richtig klar. Ein Publikum, das aus »älteren Punks« besteht, ist anscheinend dazu verdonnert, eher lasch zu sein – da kann sich die Band auf der Bühne noch so viel Mühe geben. Schlecht war's nicht, aber aufgrund dieser Tatsache empfand ich das Konzert irgendwann als eher durchschnittlich.

Spontan entschlossen wir uns zu dritt, hinterher noch in die »Katakombe« zu fahren, in den 90er Jahren der bevorzugte Aufenthaltsort der **Disco-Punx Karlsruhe**. Ich kannte noch genau drei Personen: den Geschäftsführer, den DJ und eine Frau an der Theke, die sich alle tierisch freuten, als wir aufkreuzten. Das Publikum, das sich in den letzten Jahren drastisch verjüngt hatte, sah teilweise sehr punkig aus und war mir völlig unbekannt.



Etwas seltsam orientiert standen wir herum, ich trank ein Bier und Lars eine Cola, und wir schauten uns die tanzenden Leute an, die coolen Punks und Numetaller, und dann gingen wir irgendwann. »Sag mal«, sagte Thomas vor der Tür, »haben die sich so verändert oder wir?« Und mir blieb nichts anderes übrig als zu sagen: »Wir sind jetzt alle Ende dreißig, anfang vierzig. Was erwartest du?«

So endete der Abend doch ein bißchen resignativ und wenig abenteuerlich ...

Wie ich fünf Euro für Pur bezahlte ...

Es ist müßig, die Karlsruher Bemühungen um die Kultur in diesem Heft zu würdigen. Karlsruhe möchte gerne Kulturhauptstadt Europas werden, und auf dem Weg dahin vergißt die Stadtverwaltung nicht die geringste Peinlichkeit. Manchmal gibt es allerdings auch gute Ideen, und so pilgerten wir am Samstag, 18. September, zu einem riesengroßen Kultur-»Event« in die Oststadt.

Ein Jazz-Zelt und eine Filmvorführung, ein Pop-Zelt und haufenweise alberne Akrobaten auf der Straße: Es war alles geboten, was Deutschlehrer und alternde Studenten für Kultur halten. Alles kostete pauschal fünf Euro, was dann schon in Ordnung war, und wer wollte, konnte sich ordentlich mit politisch korrektem Döner und viel Bier die Birne abschießen.

Konsequenterweise hatte man aus diesem Grund in das sogenannte Pop-Zelt dann solche Musik geholt, die sowohl junge Mädchen mit Piercing-Ringen als auch altersgraue Sozialpädagogen zufriedenstellen kann.

Zuerst langweilten **Schein 23** aus Karlsruhe, so eine Art IndieRock, wobei das einzige, was an dieser auf jeglicher aktueller Welle reitender Band »independent« ist, eben die Tatsache sein dürfte, daß die Musiker noch kein Geld mit ihrer Musik verdienen. **Astra Kid** verpaßte ich, stattdessen guckte ich mir drei Stücke von **Kettcar** an.

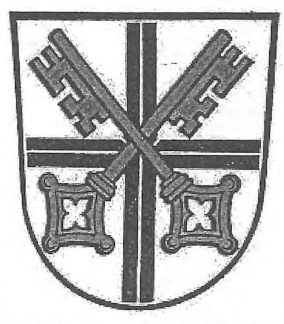
Es war große Rock-Oper: Schätzungsweise tausend Jugendliche jubelten der Band zu, auf der Bühne waberte der Trockeneisnebe. Es ist ein weiter Weg für Markus Wiebusch: vom Deutschpunk von **Die Vom Himmel Fielen** über Intellektuellen-Punk mit **...but alive** und SkaPunk mit **Rantanplan** hin zum weichgespülten IndiePop von **Kettcar**.

Es ist unnötig, zu viel über die Veranstaltung zu schreiben. Genial war einfach der folgende Satz: »Das klingt alles wie **Pur**.« Gefolgt vom folgenden: »Wer Kettcar gut findet, muß auch Hartmut Engler und seine Band gut finden.«



Eine Lederjacke in Andernach

Man muß die Stadt Andernach nicht unbedingt kennen. Anders gesagt: Wer noch nie von ihr gehört hat, braucht sich nicht wegen seiner Bildungsferne zu grämen. Noch mal anders: Ich war unlängst dort, es war eine berufliche Reise, und privat hätte mich das ganze nicht so sehr interessiert. Aber es reichte für einen kleinen Blick auf die Realität.



Irgendwann stand ich am Bahnhof der reizenden Stadt am Rhein. Es war ein häßlicher, kalter Tag, an dem ein grauer Himmel wie vergammelnde Kotze über den Köpfen der geduckt gehenden Menschen hing. Ich bummelte ein bißchen herum, wartete auf den Menschen, den ich besuchte und der mich abholen wollte; aus mir nicht nachvollziehbaren Gründen war ich zu früh eingetroffen.

Der Witterung entsprechend war ich recht warm gekleidet, in genau den Klamotten, die ich sonst auch ins Büro anziehe: eine schwarze Stoffjacke, darunter ein roter Kapuzenpullover, ein Hemd und T-Shirt, Jeans, Stiefel. Also eher bürgerlich, nicht gerade punkrockmäßig, aber eben auch nicht unbedingt so, wie man sich einen Chefredakteur vorstellt. In meiner Hand hielt ich die Tasche, die ich stets auf solchen Reisen dabei habe: ein bißchen abgewetzt, aus Kunststoff und schwarz, darin Manuskripte und Daten.

So bummelte ich hin und her, ging an einer Pizzeria unweit des Bahnhofs vorbei, die von außen so wirkte wie eine typische Bahnhofskneipe, ein bißchen schmuddelig, ein bißchen altmodisch und vor allem mit dem Charme der schlechten siebziger Jahre ausgestattet. Und dort sah ich dann die drei älteren Männer, die dort im Schnee standen, Bierflaschen und Dosen in den Händen, schlecht rasiert, um es mal vorsichtig zu formulieren, und mit einer eher undeutlichen Aussprache.

Ich hätte sie nicht beachtet, hätte sie mit ihren langen Haaren und den Bärten schlicht in Gedanken zur Gattung »Penner« gesteckt. Einer von ihnen war anders: Er trug eine schwarze Lederjacke, auf deren Rücken einige Killernieten steckten, dazu waren einige Aufnäher angebracht, die zwar sehr verschmuddelt aussahen, bei denen ich aber ganz klar erkennen konnte, daß es sich um Punk-Aufnäher handelte. Ich schaute genauer hin: Es waren Zeichen alter Punkrock-Bands und der obligatorische Anti-Nazis-Aufnäher.

Der alte Penner, der dann wahrscheinlich nicht ganz so alt war, wie er aussah, war mit hoher Wahrscheinlichkeit mal ein Punkrocker gewesen. Vielleicht hielt er sich noch für einen, vielleicht hatte er mit der Szene nicht einmal mehr das geringste zu tun. Es war mir in diesem Augenblick auch völlig gleichgültig.

Ob der Mann wirklich mal Punk war?, überlegte ich mir, während ich die Männer im Vorbeigehen betrachtete. Andernach ist nicht weit von Bonn weg. Ich versuchte mir vorzustellen, wie der langhaarige, bärtige Penner in den 80er Jahren als junger Mann mit bunten Haaren und wilden Idealen auf dem Kaiserplatz in Bonn herumsaß, wie er an der Punk-Olympiade teilnahm, wie er vielleicht auf die verschiedenen Konzerte im »Bla« und andere Läden ging. Es gelang mir nicht.

Ich schüttelte den Kopf, während ich weiterging. Die Männer beachteten mich nicht, wahrscheinlich hielten sie mich für einen langweiligen Geschäftsmann oder einen Berufspendler, der sich langweilte. So ganz unrecht hatten sie damit nicht.

Theoretisch könnte ich den Mann mit der Punk-Lederjacke ansprechen und ihn fragen, ob er die Jacke geschenkt bekommen hatte oder ob er sie von früher her besaß. Aber das wäre albern gewesen, und das wußte ich. Also ließ ich es sein. Er hätte mich nicht verstanden, hätte ich möglicherweise nur angegriffen gefühlt. Und auf diese Reaktion hatte ich keine Lust.

Die 80er Jahre sind einfach vorüber, dachte ich zum wiederholten Male und stapfte die Treppen neben der häßlichen Pizzeria hinunter. Es wurde Zeit, daß ich meinen Besuch absolvierte.



Emopunkerlangweilerluschen?

Irgendwie verstehe ich die Karlsruher Punkrock-undsoweiter-Szene nicht: Da spielt eine wirklich saugute Band in einem durchaus okaynen Laden – und es sind nur die üblichen Emo-Gesichter anwesend, die man aus dem »Erdbeermund« kennt, aber ansonsten niemand von dem üblichen bunthaarigen oder exbunthaarigen Volk, das sonst bei anderen Veranstaltungen mit Punkrock-Hintergrund aufläuft. Schon seltsam.



Die Band hieß **Sommerset** und stammt aus Neuseeland. Es gibt bereits drei Platten von ihnen, ich besitze nur eine, und die finde ich absolut großartig. Auch live wußte die Band zu überzeugen: Die vier Burschen auf der Bühne rockten wie Sau, verbreiteten gute Laune, bewegten sich ordentlich hin und her, waren weit weg von jeglichem Emo-Klischee und gefielen mir rundum.

Die Emo-Schublade ist größtenteils falsch. Was die Neuseeländer spielen, ist einfach sauguter Punkrock mit viel Melodie und Gefühl. Wenn das dann Emo ist, soll's mir recht sein. Vor zehn Jahr hätte der Band niemand dieses Etikett verpaßt. Und die Zugaben, die nach einem nur vierzig Minuten dauernden Konzert kam, hatten es in sich: fett und rotzig gespielter Hardcore, der ein wenig nach Kalifornien klingt, aber dann eher nach Bands wie **Good Riddance**, um mal einen schlechten Vergleich zu ziehen. Das knallte, und das reichte voll & ganz aus, um mich auf meinem Stehplatz ein bißchen auf und ab hüpfen zu lassen. Aber nur ein bißchen ...

... denn ich wäre der einzige gewesen. Um mich herum standen schätzungsweise hundert Leute, ich war so ziemlich der älteste, und von den hundert Leuten waren rund vierzig Prozent Frauen und Mädchen. Insofern ein Konzert, das mich positiv überraschte: Wenn so viele Frauen auf einem Punk-Konzert sind, herrscht meist eine bessere Stimmung und nicht der manchmal übliche Karate-Pogo. Warum dann trotzdem coolen Jungs mit den tollen T-Shirts und den teilweise echt supercoolen Frisuren trotzdem nur herumstehen – die erste Reihe nahezu komplett mit verschränkten Armen und bewegungslosem Gesichtsausdruck –, ist mir völlig schleierhaft.

Vielleicht liegt's am Laden. Die Karlsruher Szene, die zu diesen Emo-Konzerten geht – ob das nun Metalcore ist oder so was Punkrokkiges wie **Sommerset** – ist eine spezielle; sie traf sich bislang in einem Konzertort namens »Erdbeermund«. Weil es Beschwerden der Nachbarn gab (übrigens verständlich; ich kenne eine der Nachbarn, und die litt mörderisch, weil die Kneipe keine Schallisolierung besitzt ...), mußten jetzt die Konzerte aus dem »Erdbeermund« ins »Gotec« verlagert werden.

Das ist praktischerweise bei mir um die Ecke, war mir bislang vor allem durch Club-Abende (Techno, Disco, House) mit sehr freundlichem Publikum, moderaten Getränkepreisen und nettem Personal ein Begriff: Da konnte man auch mit Lederjacke und bunten Haaren aufschlagen und wurde nicht blöd angemacht. Das »Gotec« ist eine tolle Lokalität, aber irgendwie scheinen die Gemütlichkeit und die Coolness aus »Erdbeermund« und »Gotec« eine Allianz eingegangen zu sein.

Eine Allianz der Luschen. Und ich zwischendrin. Das hatte eine so hervorragende Band wie **Sommerset** nun wirklich nicht verdient.

Gottseidank Steakknife

Ich hatte schon nicht mehr geglaubt, die Band jemals wiederzusehen, aber am Tag nach dem **Sommerset**-Konzert, also am Freitag, 17. September, fielen **Steakknife** im Karlsruher »Schlachthof« ein und rockten den Laden dermaßen, daß ich vor Begeisterung vom ersten bis zum letzten Ton hüpfte.

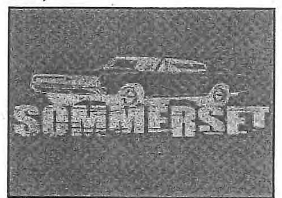
Ein Dauerbrummen auf dem linken Ohr und ein schmerzendes Sprunggelenk am linken Fuß waren der Erfolg, aber es hatte sich gelohnt: Endlich einmal tobte im »Schlachthof« ein richtiges Punk-Konzert, was in dem Fall eben einfach heißt, daß das Publikum nicht nur gelangweilt herumsteht, sondern sich auch bewegt, sich gerne mal scheiße benimmt, aber ansonsten hüpft und tanzt und schreit und brüllt und grinst und einen Heidenspaß hat.

Vielen Dank an **Steakknife**!

Kleine Platten

SOMMERSET: Inside

Locker rockender Emopunk von der anderen Seite der Welt: Ich gestehe, daß ich **Sommerset** vorher nur vom Namen her kannte. Die zwei Stücke dieser Single sind aber beide klasse! *(Eat The Beat)*



JAYNE COUNTY: California Über Alles

Weia. Altherren-Rockerin erinnert sich an Punkrock, vergewaltigt ein altes **Dead Kennedys**-Stück und liefert noch einen Rock-Langweiler. Unglaublich schlecht. *(Trash 2001)*

DR. PEPPER FAMILY: Caught It Found It

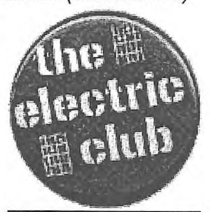
Flotter Gitarrenrock, bei dem allerlei Klassiker seit den 60er Jahren um die Ecke gucken. *(Kinky Star)*

EXILIA: Coincidence

Sieht man von dem Schwachsinn ab, eine CD-Single mit nur einem Stück zu produzieren (was für eine Verschwendung!), ist das ziemlich geiles Gerocke aus Italien mit Frauengesang. *(Supersonic)*

THE GUV'NORS: Yob-Pop

Weia ... Harte-Männer-Rockmusik aus Dänemark, die zwischen Hardrock und Oi! sowie zwischen unerträglichem Gepose und zwei brauchbaren Stücken schwankt. *(Trash 2001)*



THE ELECTRIC CLUB: The Boredom Double

Herzzerreißend schöner Gitarren-Pop von vier Studentengesichtern aus Würzburg. Die sehen so uncool aus, die dürfen wegen mir auch gerne kommerziellen Erfolg haben. *(Supermodern)*

NO LIFE LOST / THE NEWTOWN GRUNTS: Split

Eine Band aus Hamburg und eine aus Schottland präsentieren je zweimal eine fröhlich-poppige Mischung aus Ska & Punk. Immer gut anzuhören, schön! *(Rat Race)*

THE SCHÖNE HUBÄTZ: dto

Hardcore-Punk aus Köln, rüpelig und ein wenig stumpf nach vorne gebolzt und mit einem fiesen augenzwinkernden Humor: Zu alten ZAP-Zeiten hätte unsereins die Band abgefeiert, und auch jetzt finde ich ihre sieben Stücke hymnisch und gut. Bingo! *(www.hubaetz.tk)*

BARBIE BANGKOK: Roll Rockin'

Langweiler-Rock aus Belgien, den niemand braucht. *(Kinky Star)*

SPLIT: dto

Züricher Hardcore-Punk, der röchelt und röhrt und knallt und scheppert. Keine Gefangenen, keine Pause. Auf Dauer nicht berauschend, auf einer EP mit fünf Stücken klasse! *(Racheakt, Postfach 25 15, CH-8026 Zürich)*



TERRORGRUPPE: Fischertechnik

Eine Vorab-Platte zur LP/CD, die im Herbst 2004 erscheint: zwei Stücke sind gut, wie von der Band gewöhnt, eines ist schwach, eines eher unbrauchbar. Irgendwie erschließt sich mir der Sinn dieser Platte nicht so richtig ... *(CD von Destiny, Vinyl von Flight 13)*

CHEFDENKER / SUPERFREUNDE: Split

Es brauchte einige Zeit, aber dann fand ich drei der vier **Chefdenker**-Stücke auf dieser EP klasse: wie auf der großartigen LP sehr gute Texte und gut rockendender Punk. Die **Superfreunde** allerdings – soll ja witzig sein – sind grausig; doofer Funpunk eben. (*Trash 2001*)

THE AMPHETAMEANIES: Say Something Special

Das Titelstück der EP ist eine spritzige Mischung aus Ska und Punk, die sofort in die Beine geht. Die anderen drei Stücke sind ein bißchen konventioneller; flotter Ska wird trotzdem geboten, der mehr Erfolg verdient hätte. *(Rat Race)*



Aus für die Villa Kunterbunt

Als in den ganz arg frühen 80er Jahren in Berlin die Häuser zu Dutzenden besetzt wurden, wollte Udo das in Freudenstadt nachmachen: »Wir besetzen die alte Bacher-Villa«, schlug er mir und einigen anderen vor, als wir wieder einmal im Jugendzentrum saßen. »Die steht schon lange her, die sieht geil aus, und es wäre ein tolles Symbol.«

»Aber wir wohnen doch noch alle bei unseren Eltern«, wagte ich einzuwenden.

»Das ist doch egal! Mensch, KNF, du denkst einfach noch zu bürgerlich.« Wenn es darum ging, sich zu ereifern, war Udo immer klasse. Ich mochte ihn, wenn wir auch nicht immer einer Meinung waren.

Später wurde er Mitglied der Grünen, ließ sich für diese Partei in den Gemeinderat wählen und engagierte sich dann lieber gegen das Waldsterben und gegen die Atompläne der zu jener Zeit wechselnden Bundesregierungen. In den 90er Jahren heiratete er, zog in das Dorf, aus dem ich stammte, und zu Beginn des neuen Jahrzehntes verstarb er plötzlich und ohne Vorwarnung – aber das sind ganz andere Geschichten.

Das mit der Hausbesetzung sollte in Freudenstadt nie so richtig etwas werden. Die Gründe liegen auf der Hand: Wer in dieser Kleinstadt zu sehr aus der Reihe tanzte, versuchte sich im Jugendzentrum zu engagieren, und wenn er aus dieser Szene herauswuchs, zog er fort. Es bildete sich nie das revolutionäre Potential aus Straßenproleten und politischen Aktivisten heraus, das man braucht, um ein Haus nicht nur zu besetzen, sondern es auch gegenüber der Polizei zu verteidigen.

So beschränkten sich meine Kontakte zur Hausbesetzer-Szene in den 80er Jahren darauf, daß ich in den großen Städten, die ich besuchte, mit weit geöffneten Augen durch Autonome Zentren und besetzte Häuser stolperte, mich wahrscheinlich als echtes Landei aufführte, was ich zu dieser Zeit ja auch war. Einen ernsthaften Gedanken, in Freudenstadt in Haus zu besetzen, brachte ich nie auf: Es gab keinen Grund dafür, und einen Verbündeten hätte ich ohnehin nicht gefunden.

Das änderte sich 1988. Mit einiger Verspätung schwappte die Punk-Welle so richtig heftig nach Freudenstadt. Ich legte seit 1986 im Jugendzentrum bei den Discos vorzugsweise »meine« Musik auf, erduldete das Gejammer der Jugendlichen, die sich »anständige Musik« wünschten, und spielte fleißig **Ramones** und **Clash**, dann aber auch irgendwann **Spermbirds** und **Skeezicks**. Daß letztere aus Nagold kamen, gerade mal zwanzig Kilometer von uns entfernt, war ein besondere Ironie.



Und dann zog Thomas nach Freudenstadt. Das ist jetzt eine Geschichte für sich, die an dieser Stelle nicht breit getreten werden soll. In früheren ENPUNKT-Ausgaben aus jener Zeit wird er mehrfach erwähnt, und um diese Zeit brachte er sogar ein eigenes Punkrock-Fanzine heraus. Man stelle sich vor: Für ein Jahr gab es in Freudenstadt zwei Punk-Fanzines, später kam sogar noch ein Fanzine heraus, das sich im Grenzbereich zwischen Deathmetal und Grindcore bewegte.

Thomas wohnte anfangs bei meinen Eltern, was nicht ganz einfach war. Also suchten wir ihm eine Bleibe, und er fand mit Hilfe eines netten Menschen – der sich später als nicht sehr nett herausstellte –, eine: In der Lauterbadstraße in Freudenstadt war in einem alten, aber sehr schönen Haus das Zimmer unter dem Dach frei. In den Stockwerken darunter wohnten neben jenem netten Menschen irgendwelche Rumänen, die sich keine richtigen Wohnungen leisten konnten. Richtige Toiletten oder ein Bad gab es nicht, und der Keller bestand aus Schimmel und brüchigem Holz; ein sehr heimeliger Ort also.

Eines Abends trat Thomas die Tür zu dem frei stehenden Zimmer ein, und wir deklarierten es als – nun ja – besetzt oder wie auch immer. Unter das Fenster malte Thomas einen schwarzen fünfzackigen Stern, und wir schmissen alle Möbel, die wir in dem Zimmer fanden und die uns nicht gefielen, kurzerhand aus dem Fenster in den Hof. Thomas besorgte sich ein neues Schloß, mit dem er die Tür von innen und von außen verriegeln konnte, dann lieh er sich allerlei Möbel und vor allem Bettzeugs zusammen – und fertig war das gemütliche Zuhause.



Die Talseite des Jugendstilhauses, aufgenommen vor etwa vier, fünf Jahren. Das buntsandstein-sockelgeschoss gibt dem Gebäude Halt und Stütze.



Seitenansicht der alten Villa, die bereits schon von Buschwerk umwuchert zu werden beginnt. Archivbilder: sis

Schön war der Abend, an dem wir die Wohnung tapezierten. Der Cassetten-Recorder lief auf Hochtouren, Deutschpunk jener Zeit vor allem. Jan, Thomas und ich kletterten auf der Leiter herum, tranken wie die Idioten Bier, ließen die Flaschen auf den Boden fallen, sprangen von der Leiter herunter auf den Fußboden und machten – um es kurz zu sagen – auf diese Weise einen mörderischen Lärm.

Bis irgendwann diese alte Frau in der Tür stand. Sie gehörte zu einer der rumänischen oder rumänisch-deutschen Familien aus dem Stockwerk darunter. Sie zitterte, und sie hatte offensichtlich unglaubliche Angst vor uns. Na klar: zwei Irokesenpunker und ein Typ mit abrasiertem Schädel, alle mit Stiefeln und zerrissenen Klamotten, und dazu dieser unerhörte Krach.

Sie schaute uns an, wir schauten sie an, und sie fragte mit zitternder Stimme: »Können ein bissle leiser mache? Müsse morgen arbeiten.«

Wir schauten auf die Uhr. Es war nachts um zwei Uhr und unter der Woche, und wir schämten uns.

Das war 1988, und das war die erste Haus- nein, Zimmerbesetzung in Freudenstadt. Thomas bezeichnete das Haus stets nur als »Villa Kunterbunt«, und als solche merkten wir uns alle das Haus. Sogar meine Eltern sprachen immer nur von der »Villa Kunterbunt«, auch in all den Jahren dazwischen, als ich meine Heimatstadt längst verlassen hatte.

Sie informierten mich letztlich darüber, daß das Haus abgerissen werden sollte. Aus alten Zeitungsartikeln erfuhr ich einiges über die Geschichte der Bude: Das Haus war im Jugendstil im Jahr 1890 erbaut worden, weshalb es zur Zeit unserer duften Besetzung sogar unter Denkmalschutz stand. Nach 1902 nannte man es das Landhaus Duvernoy – das wäre im übrigen kein schlechter Name für ein richtig besetztes Haus gewesen.

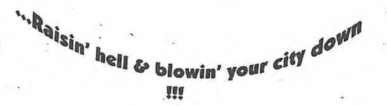
Das völlig vergammelte Holz-Ambiente, das wir 1988 angetroffen hatten, war zu jener Zeit noch ein Holzgiebelfries. Es gab keine brüchigen Balkone aus verschimmeltem Holz, sondern »licht und weit um das Gebäude schwingende Balkone«. Laut Zeitungsberichten gab es im Inneren sorgsam verkleidete Holzpfeiler, Stuckornamente und anderer schicker Kram, an den ich mich längst nicht mehr erinnern kann.

Zuletzt seien »Arbeitsmigrantenfamilien« in dem Haus untergebracht worden, was sich mit meinen Beobachtungen deckt. Und der Zeitungsbericht verrät auch, daß zuletzt »Berber und Wohnsitzlose« das Haus als »Übernachtungsdomizil« nutzten. Thomas hatte dazu sicher nicht gehört: Er wohnte nicht lange in dem Haus, verschwand irgendwann im Spätsommer 1988 nach Bonn, wo er sich im Umfeld der damals noch sehr unbekannten Deutschpunk-Band **Molotow Soda** einzeckte.

Mittlerweile wurde das Haus abgerissen, die »Villa Kunterbunt« ist nicht mehr. Immer, wenn ich meine Eltern in den Jahren dazwischen besuchte und es noch hell war, fuhr ich an dem Haus vorbei und erfreute mich an dem schwarzen Stern an der Fassade, zwar übermalt, aber immer noch deutlich erkennbar. Jetzt gibt es auch diese amüsante Erinnerung an meine Vergangenheit in der Kleinstadt nicht mehr; die Sedimente der Zeit haben sich längst darüber gelegt.

Übrigens:

Zu Beginn der 90er Jahre gab es doch noch eine Art Hausbesetzung in Freudenstadt. Eine unheilige Allianz aus dauerhaft zugedrogten Straßenpennern und Assel-Punks – die gescheiterten Ergebnisse meiner Versuche, eine Punk-Szene im Nordschwarzwald zu etablieren – hauste zeitweise in einem leerstehenden Hotel am Stadtrand, führte sich dort auf wie ein Haufen Neandertaler und brachte zu guter aller Letzt im Keller des alten Hotels einen Anhalter um. Aber das ist eine ganz andere Geschichte, und mit ernsthaften Hausbesetzungen hat das nichts zu tun, sondern mit dem, was Drogen und Alkohol aus ohnehin labilen Menschen machen können.



ROCK'N'ROLL STORMTROOPERS

Mit Spiel, Witz und Ironie

Eigentlich gibt es nicht viel, was ich schlimmer finde wie die Mischung aus Punk und Hardrock, mit denen ich in den letzten Jahren gequält wurde. Die aus Sindelfingen, Böblingen, Filderstadt und anderen schwäbischen Weltstädten stammenden **Rock'n'Roll Stormtroopers**, die vorher bei allerlei Punkrock-Kapellen ihr Unwesen getrieben haben, beweisen mit ihrer Platte »On Fire« allerdings, daß es auch anders geht.

Titel wie »Discomaniac« oder »Astrogirl« machen schon klar, daß es bei dieser Band nicht so richtig ernsthaft zugeht. Überdrehter Gesang, sauber überzogene Gitarrenläufe und ein extravagantes Bühnenoutfit (neuerdings: kurze Hosen und Jeanswesten) machen klar, daß diese Band ihre Mission mit genügend Hirn, aber nicht mit ausreichendem Ernst betreibt.

Live haben mich die **Stormtroopers** beim letzten Konzert, das ich gesehen habe, begeistert. Spielfreude und Witz auf der Bühne sind selten geworden. Und eine Band, die beim Klauen derart viel Spaß hat, macht mir einfach einen Heidenspaß. Ich trage gerne das T-Shirt dieser Band, und das ist bei mir selten geworden. Der überträgt sich auf die Platte, obwohl hier wirklich schwer gerockt und selten gepunkert wird.

Das Stück »Do The Pogo« hilft mir künftig an besonders schlechten Tagen ruckzuck aus der Krise. Die Sachlage bei dieser CD/LP ist eindeutig: Hier sind vier Rock'n'Roller mit einer richtig guten Mission unterwegs! *(Hulk Räckorz)*

Fliegende Flaschen

Zumindest im Sommer 2004 schien sich die Ex-Steffi in Karlsruhe für mich in einem Niedergang zu befinden: Zwar konnte das Gespenst der baldigen Räumung durch die Stadt und ihre uniformierten Büttel abgewendet werden, dafür ließ aber das szene-interne Interesse am Haus lag. Wie sonst wäre zu erklären, daß bei manchem Konzert gerade mal zwei, drei Dutzend Menschen im Haus waren? Es lag sicher an der miesen bis gar nicht vorhandenen Werbung, aber ebenso an Vorfällen wie an diesem Freitag, 13. August.

Diesen Tag wird zumindest Tom, der Sänger der Freiburger Punkrock-Band **Virage Dangereux**, so schnell nicht vergessen. Und ich auch nicht. Aber erst einmal der Reihe nach ...

An diesem Freitag kam ich gegen elf Uhr abends erst in die Ex-Steffi, wo sich um diese Zeit zwischen 30 und 40 Leute in den Räumen im Keller verloren. Punkrock dröhnte in der Bar, und an den Plattenständen stöberten einige gelangweilt wirkende Menschen herum. Nichts schien sich zu tun. Des Rätsels Lösung: Tom, der Sänger von **Virage Dangereux**, verdient seine Brötchen in einem Pizza-Imbiss in Karlsruhe, und seine Arbeitszeit endete an diesem Tag erst um Mitternacht.

So überraschte es mich dann doch weniger, als die drei Herren gegen halb ein Uhr nachts die kleine Bühne betraten und mit ihrem Konzert begannen. Ich gestehe, daß ich die Band als »live nicht so besonders« in Erinnerung hatte, nicht zuletzt deshalb, weil die zwei Konzerte, bei denen ich sie bislang gesehen hatte, eher bescheiden waren. An diesem Abend aber ging es richtig gut los. Die drei Herren auf der Bühne hatten sichtlich ihren Spaß dabei, eine Punkrock-Nummer nach der anderen in die recht gemütlich herumstehende und übersichtliche Menge zu pfeffern, und ebenso hatten die drei ihren Spaß daran, den einen oder anderen lockeren Spruch auf die Leute loszulassen.

Grund, sich über die Band aufzuregen, gab es allerdings keinen: Die Sprüche waren lustig, nicht sonderlich provokativ, und sie wurden von niemandem negativ aufgefaßt. Trotzdem kippte die Stimmung auf einmal, und ich bekam nicht einmal mit, was passierte. Meine Erinnerung zerfällt in verschiedene Splitter – wie die Glasscherben, die plötzlich wie ein Hagel über die Bühne surrten.

Ich sah die Flasche nicht fliegen, ich sah nur die splitternden Glasscherben, von denen einer auf meinem Stiefel landete. Ich sah, wie ein blondes Mädchen mitten im Publikum stand, den Schwung des Wurfes noch im Arm. Und ich sah, wie der Sänger auf der Bühne auf einmal innehielt; alles verstummte, und er sagte mit ungläubigem Staunen in der Stimme: »Ich hab' eine Flasche abgekriegt. Wer war das?«

Auf einmal lief ihm das Blut über das Gesicht, er hielt seine Hand – immer noch ungläubig – an den Kopf, während die Brühe schon auf den Boden tropfte. »Wer war das?«, fragte Tom erneut, und das Mädchen in der Mitte guckte ihn an und machte ein »na ja«, als ob es völlig normal wäre, eine Bierflasche auf die Bühne zu schmeißen, so daß sie an einem Stahlträger an der Decke zerplatzt und den Sänger einer Band verletzt.

»Bist du eigentlich noch normal?« fragte Tom und kam die Bühne herunter, direkt auf sie zu, während ich immer noch da stand, starr vor Irritation. »Ich blut' wie eine gestochene Sau.« Sie drehte sich um und verließ den Raum, und Tom folgte ihr. Auch Dominik, der Basser, sprang von der Bühne runter, schrie ein »Fuck You Fuck You«, und dann waren alle drei verschwunden. Der Schlagzeuger baute ab, die Stimmung im Konzertraum war natürlich erledigt.

Wie ich später mitbekam, wurde Tom sofort ins Krankenhaus gefahren, während das blonde Mädchen hinterher reichlich bedeppert durch die Räume der Ex-Steffi ging. Ich fürchte, sie verstand bis zum bitteren Ende nicht, was sie sich eigentlich geleistet hatte.

Der Auftritt von **El Mariachi** aus Göttingen fand wohl noch statt, ich weiß es aber nicht. Mir reichte es; es war ohnehin schon nach ein Uhr, und ich hatte mir für den nächsten Tag einiges vorgenommen. Aber so wurde der Freitag, der 13., in Karlsruhe mal wieder zu einem besonderen Ereignis, wenngleich zu einem, das **Virage Dangereux** sich nicht als besonders positiv in ihr Band-Gedenkbuch schreiben werden ...

Noch zweimal zu Virage Dangereux

Da schreibe ich einen Artikel über ein Konzert, das für mich eher depressiv zu Ende gegangen ist, und dann muß ich recht schnell hinterher gleich noch einmal über die Band schreiben, die dort zum Tanze aufspielen mußte. Sei's drum, der Gerechtigkeit soll hier auch doppelt Genüge getan werden.

Am Abend noch

Was ich nach dem Flaschenwurf in der »Ex-Steffi« nicht mitbekam, weil ich sofort danach nach Hause ging: Tom, der Sänger von Virage Dangereux, wurde ins Krankenhaus gefahren, wo man feststellte, daß das ganze gar nicht so schlimm war. Die Krankenschwestern entfernten mit der Pinzette allerlei Glassplitter aus der Wunde und ließen ihn wieder ziehen.

Später dann tauchten Tom und die anderen wieder in der »Ex-Steffi« auf, unterhielten sich mit den Anwesenden, sogar mit der Frau, die als Flaschenwerferin an diesem Abend nicht gerade für Stimmung gesorgt hatten. Es wurde anscheinend eine richtig nette Party, und ich Depp bekam davon nichts mit, weil ich frustriert gegangen war. So kann's kommen.

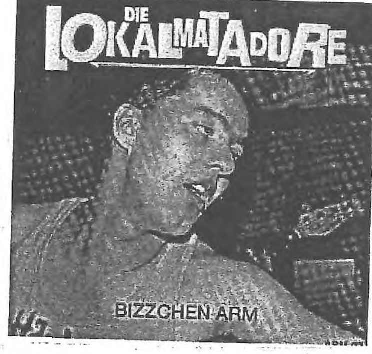
Eine Platte später

Und dann flatterte mir die neue Platte von Virage Dangereux ins Haus. Wobei sie so neu dann doch nicht ist. »... bringen die Welt in Ordnung« ist schon vor längerem als CD erschienen, kam jetzt bei Trash 2001 Records als Vinyl heraus und ist in dieser Version noch besser – einfach vom Format her, wie ich finde.

Auf der Platte finden sich die üblichen schrägen Dinge, für die die Band ja so bekannt geworden ist; ein schönes Beispiel ist das herrlich geschraddelte Stück »Mein Abwasch lebt«. Darüber hinaus beweisen die drei Freiburger allerdings auch, daß sie in der Lage sind, richtige Hits zu schreiben: »Nighttrain« und »Tonight« gehören auf jeden Fall dazu, aber »Besoffen bin ich nur von dir« ist ebenfalls klasse.

Irgendwie ist **Virage Dangereux** so eine dieser Bands, die spurlos an einem vorbeischleichen können und die in deutschsprachigen Punkrock-Kreisen nie so bekannt werden. Schade. Dabei ist die Platte echt klasse!





Armutszeugnisse ausm Pott

Ich kann mich schon gar nicht mehr daran erinnern, wann ich die **Lokalmatadore** zum ersten Mal gesehen habe. Das ist sicher weit mehr als ein Dutzend Jahre her.

Irgendwann in der zweiten Hälfte der 80er Jahre hörte ich von den ersten Gehversuchen der Band aus Mülheim/Ruhr, und ich bekam die ersten Tonträger zu hören. Das hing schon damals mit dem mehr oder weniger legendären **Zosher**-Fanzine und dem gerade entstehenden Label Teenage Rebel Records zusammen, aber ich will die Leser dieses Schmierblattes hier ja jetzt nicht mit uralten Kamellen langweilen.

Tatsache ist, daß die Lokalmatadore in all den Jahren haufenweise von Tonträgern publiziert haben, viele davon auf Singles, die alle längst vergriffen sind. Dem will der neue Tonträger eine wesentliche Abhilfe schaffen.

Auf »Armutszeugnisse« finden sich neunzehn Stücke der Band, teilweise in Roh-Versionen, auf jeden Fall sind es Stücke, die so kaum noch zu bekommen sind.

Für Fans und Sammler ist das unverzichtbar. Aber auch für Menschen, die Spaß am proletigen Humor der Ruhrgepiets-Assis haben, ist die Platte ein Hit. Selten haben die Kollegen bei mir im Büro so blöd geguckt als in den Wochen, in denen die Platte bei mir im CD-Player lief und ich gelegentlich mitsang, ähm. *(Teenage Rebel Records)*

Etwas typisches?

Die Müllfrauen arbeiteten wie besessen. Im Licht der Scheinwerfer, die der große Lastwagen auf sie gerichtet hatte, fegten die Frauen in den Overalls, deren Gesichter unter den breitkrempigen Hüten fast vollständig im Dunkeln blieben, den Unrat auf der Duong Pham Ngu Lao zusammen: leere Flaschen und Bierdosen, Plastiktüten und Zeitungen, Laub und Essensreste. Mit Schaufeln schütteten sie den Dreck in Mülleimer, die fast so groß waren wie sie selbst, rollten sie weiter und wuchteten ihren Inhalt dann in den Müllwagen.

»Klaus, du hörst ja gar nicht zu«, drang Johns Stimme in meine Gedanken.

Ich schreckte auf. »Entschuldigt bitte.« Ich setzte wandte den Blick von den arbeitenden Frauen und widmete mich den Menschen, mit denen ich am Biertisch saß. In dem Touristengebiet Saigons, das vor allem von Rucksacktouristen frequentiert wurde, hatten um diese Zeit nicht mehr viele Kneipen geöffnet, und wir gehörten in dem vor allem Bier und Rockmusik anbietenden Lokal zu den letzten, die noch im Freien ihr Bier tranken.

»Schaut euch mal die Frauen da an!«, sagte ich und wies auf die Arbeiterinnen. Einige von ihnen standen bis zu den Knöcheln im Dreck, der ihnen nicht viel auszumachen schien. »Was für eine harte Arbeit, und das kurz vor Mitternacht.«

»Was willst du?« Eric lachte dröhnend. Sein Lachen wirkte wie immer aufgesetzt, und ich freute mich schon darauf, seine Großkotzigkeit in den nächsten Wochen nicht mehr miterleben zu müssen. »Das ist ihr Job, und einer muß unseren Dreck ja auch wegschaffen.«

Ich wiegte den Kopf, sagte aber nichts. Wir waren eine seltsame Truppe, durch einen Zufall zusammengewürfelt, die an diesem Abend den Abschied feierte. Von Saigon aus, das offiziell Ho-Chi-Minh-Stadt hieß, hatten wir in den letzten vier Tagen an einem langen Trip im Minibus durch den Süden Vietnams teilgenommen. An diesem Abend feierten wir ein letztes Mal, am nächsten Morgen wollten John und ich nach Norden weiterreisen, ins Bergland, während Eric und Marijke in ihr jeweiliges Zuhause flogen, in die Vereinigten Staaten und in die Niederlanden.

Ob die beiden nun ein Paar waren oder nicht, hatte ich in den vier Tagen nicht herausbekommen können. Sie teilten das Bett, aber sie gingen nicht miteinander um, als seien sie in einer festen Beziehung. *Was kümmert es mich?*, dachte ich. *Die sollen miteinander ficken oder nicht, ist doch egal.*

»Du hast uns so viel von deinen Afrika-Reisen erzählt«, sagte John. Er gab nicht auf. Wie ein hartnäckiger Hund, der sich in eine Wade verbeißt, wollte John von Themen nicht lassen, die ihn spontan interessierten. Er wollte Lehrer werden, und mir grauste vor seinen pädagogischen Fähigkeiten.

»Jetzt übertreib mal nicht. Die zwei oder drei Geschichten ...«

»Auf jeden Fall warst du schon in verschiedenen Ländern.«

»Ich habe auch schon mehrere amerikanische Staaten besucht.« Eric lachte laut. »Sogar in Vermont war ich schon. Das soll mir mal einer nachmachen. Die meisten wissen nicht einmal, daß es das gibt.«

»Das will ich heute nicht hören«, blieb John beharrlich und ruhig zugleich; nur am Zucken seiner Mundwinkel erkannte ich, daß er sich ebenfalls über Erics Sprüche ärgerte. »Ich will jetzt etwas über Afrika wissen, und dann gebe ich Klaus noch ein Bier aus.«

»Was willst du wissen?« Mir war bewußt, daß wir am nächsten Morgen zeitig aufstehen mußten, um den Minibus nach Da Lat zu erreichen, aber ich wollte nicht unhöflich sein. »Was soll ich erzählen?«

»Irgendetwas, von dem du denkst, daß es typisch ist. Eine Geschichte, die du vielleicht nicht mal selbst erlebt hast.«

Ich überlegte kurz. »Eine typische afrikanische Geschichte? Das ist nicht so einfach.« Dann fiel es mir ein. »Hab' ich euch jemals die Geschichte mit den Tisch mit den drei Beinen erzählt?«

»Nein.«

»Gut. Dann hört mal gut zu. Die Geschichte habe ich nicht selbst erlebt, die hat mir eine Frau in der Casamance erzählt, im Süden des Senegal. Es war eine deutsche Frau, die mit einem Mann aus Dakar verheiratet war, einem Senegalesen also, einem echten. Sie erzählte viel über die

Probleme, die sich daraus ergeben, wenn eine recht selbstbewußte Frau aus Deutschland auf eine beinharte Wolof-Familie aus dem Senegal stößt. Da freut man sich zwar, wenn die Frau ihr eigenes Geld mitbringt, will ihr dafür aber trotzdem möglichst keine Rechte geben.«

»Das ist doch noch keine Geschichte.«

»Ist es auch nicht. Die kommt noch. Die Frau und ihr Mann wohnten in einem Appartementhaus in Dakar, in einem der vielen Vororte dort. Das Haus war ziemlich groß, und es hatte eine Art Innenhof, der sehr groß war, so eine brach liegende Fläche, die niemand nutzte. Nur ein Schneider arbeitete dort. Der schneiderte nämlich nicht nur Kleidung, er wusch sie auch. Und wenn er Kleidung gewaschen hatte, mußte er sie selbstverständlich bügeln. Das machte er auf dem Tisch, der aus unbekannten Gründen mitten im Hof stand.«

»Und dieser Tisch hatte drei Beine?«

»Genau. Der Tisch hatte nur drei Beine, war aber quadratisch. Man konnte also eigentlich nicht auf ihm bügeln. Aber der Schneider hatte viele Kinder, und die hatten jetzt eine Aufgabe. Immer dann, wenn er bügeln mußte, kam eines der Kinder mit ihm in den Hof und stützte den Tisch an einer Ecke ab, als menschliches Tischbein gewissermaßen. So hatten die Kinder eine sinnvolle Tätigkeit zu verrichten, und der Schneidermeister konnte bügeln.«

Ich grinste kurz, bevor ich weitersprach.

»Die Frau schaute sich das längere Zeit an und fragte sich nicht nur einmal, warum der Schneider nicht einfach den Tisch reparierte. Sie fand sein Verhalten unfair gegenüber den Kindern, die bei glühender Hitze als lebendes Tischbein eingesetzt wurde. Sie sah, daß in einer Ecke des Hofes ein Haufen von Steinen lag, schöne praktische Steine, die man gut aufeinander schichten konnte. Und so ging sie eines frühen Abends hin, packte eine Ladung Steine so unter den Tisch, daß sie ein viertes Bein bildeten und er nicht mehr wackelte.«

Jetzt hatte ich die Bande. Gebannt schauten sie auf mich, sogar Eric hielt die Klappe. Effekthascherisch nahm ich einen Schluck aus meinem Bierglas. Die Müllfrauen waren mit ihrer Arbeit an dieser Straßenecke fertig, verluden ihr Werkzeug auf einen Wagen, verschwanden alle auf einmal. Langsam kehrte Ruhe auf der Straße ein, bald würden auch die Kneipen schließen.

»Das Hallo war groß«, fuhr ich fort »Am nächsten Tag stand die Frau im Zentrum des Interesses. Alle waren völlig baff und lobten sie für ihre gute Idee. Auch ihr Ehemann wurde gelobt. Da hatte er ja eine richtig tolle Frau: Die brachte nicht nur Geld ins Haus, die konnte zudem tatkräftig anderen Leuten helfen. Und der Schneider bügelte mit einer Besessenheit, die man bei ihm bislang nicht gesehen hatte. Es ging jetzt viel schneller und besser, weil der Tisch stabil stand und nicht mehr unter seinen Bewegungen wackelte. An diesem Tag fehlte nicht viel, und sie hätten ein Volksfest im Hof des Hauses veranstaltet.«

Die vietnamesische Bedienung der Kneipe kam, räumte unsere leeren Gläser und Krüge weg. Wir konnten eine letzte Bestellung aufgeben, aber dann würde die Kneipe schließen. Wir bestellten eine Runde Bier, und sie verschwand.

»Am Tag darauf«, kam ich langsam zum Ende meiner Geschichte, »sah alles anders aus. Der Haufen Steine lag wieder in einer Ecke, der Tisch hatte wieder nur drei Beine, der Schneider bügelte wie bisher, und eines seiner Kinder stand an der Ecke und hielt den Tisch in der Waage. Es war, als habe sich nichts verändert, und die Frau wollte auch nicht wissen, was der Grund dafür war.«

Alle schauten mich an. Ich lehnte mich in meinem Stuhl zurück und breitete die Arme aus.

»Und?« fragte John. »Was dann?«

»Nichts. Das war's. Das war die Geschichte. Es ist meine liebste Afrika-Geschichte.«

»Und wo ist jetzt die verdammte Pointe?«

»Es gibt keine Pointe. Das ist einfach Afrika.«

Ende



Zwei Besprechungen

Die folgenden zwei Besprechungen zu meinem Schmierheft habe ich wieder aus dem Internet gezogen. Sehr hübsch und für mich nicht immer schmeichelhaft. Das wiederum ist aber auch egal: Es hat noch nie geschadet, wenn man mit seinen Ansichten aneckt und nicht alle Leute auf seiner Seite hat ...

Aus:
http://www.force-of-hate.net/html/cd-review.html

ENPUNKT (by Klaus N. Frick, Postfach 2468, D-76012 Karlsruhe): Angesiedelt in der süddeutschen Punkszene, treibt der Macher vom ENPUNKT nun schon seit fast zwanzig Jahre sein sympathisches Unwesen. Und so hat er pünktlich zur Jahreswende die vierzigste Ausgabe des ENPUNKT auf seine Fangemeinde losgelassen. Im Verlaufe der Jahrzehnte immer wieder mal als "*abgehoben*" und "*Fanzine für Punks mit Abitur*" kritisiert, hat der ENPUNKT am Ende alle seine Kritiker überlebt. Herzlichen Glückwunsch! Unvergessen bleibt sein legendärer "*Peter Punk*", der inzwischen zu den grossen Klassikern der deutschen Punkliteratur zählt. Schnell vergessen sollte man einen Artikel wie "*Das richtige Wort zur falschen Zeit*" aus der # 39 des ENPUNKT. Hier macht sich der Herr Frick so seine Gedanken über die Anti-Kriegsstimmung in der deutschen Bevölkerung im Vorfeld des Irak-Krieges. Und das hätte er besser sein lassen sollen. Herausgekommen ist dabei noch nicht einmal eine schlechte Satiere, sondern nur miese und billige Polemik gegen die deutsche Anti-Kriegsbewegung. Wer den "*Totalen Krieg*"-Fanatismus vieler Deutscher im Dritten Reich und die gewaltige Berliner Demonstration von Millionen Menschen gegen den Krieg im Irak auf eine moralische Stufe stellt, und sich dabei noch der widerlichen Argumentation eines politischen Hinterbänklers wie des CDU-Bundestagsabgeordneten Friedbert Pflüger bedient, hat jeden Anspruch auf Respekt verloren. Den find ich nur noch - sorry - zum Kotzen!

Aus:
http://www.oi-music.de/reviews.htm

Enpunkt#40 1eur bei klaus.frick@vpm.de
Klaus N. Frick ist einer meiner Lieblingsschreiber, was leicht verständliches Lesbares in Sachen Fanzine- oder auch Buchform betrifft! Er macht ein Egozine at it´s best, die kleinste Erkenntnis kann die Basis für eine Story sein. Noch dazu ist Klaus viel unterwegs, da erlebt man dann so manche nennenswerte Situation auf einem Männer-Wc in Bayern oder berichtet von persönlichen Lesungen…die eine oder andere Plattenkritik endet in einer kleinen Story. Der Inhalt vom Enpunkt ist 100% zeitlos und genau das macht ein feines Heft aus, noch dazu wenn der Umschlag kein normales Papier sondern Bierpapier ist. Herr Frick ist schon ein älteres Semester, sein Schreibstil verratet ihn nicht, auch nicht seine Ansichten, die er vertritt…ich denke sein Fanzine hält ihn jung und fit!!



Ein Dutzend Jahre später

Es muß 1991 oder 1992 gewesen sein, als ich ein Konzert mit der Reutlinger Punk-Band **Sumpfpäpste** und der englischen Band **Thrilled Skinny** in Freudenstadt mit organisierte. Und ich hätte damals nicht geglaubt, daß ich die **Sumpfpäpste** im Dezember 2004 noch einmal sehen würde. Das geschah aber tatsächlich am Freitag, 3. Dezember diesen Jahres – ein seltsamer Abend.

Als ich gegen halb ein Uhr nachts in der »Ex-Steffi« eintraf, hatte ich die Vorgruppen bereits verpaßt. Angeblich waren sie nicht besonders gut. »Ich finde es ja gut, wenn junge Punks aus Karlsruhe Musik machen«, erzählte mir ein Konzertbesucher, »aber muß das ausgerechnet dann sein, wenn ich auch dabei bin?«

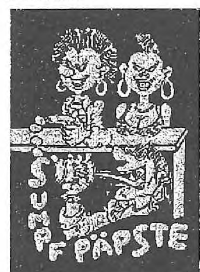
Viel Menschen hatten sich ohnehin nicht eingefunden. Einige Dutzend verloren sich in den Kellern des besetzten, aber geduldeten Hauses hinterm Karlsruher Hauptbahnhof, mehr nicht, die meisten davon sehr jung und sehr besoffen. Ich kam mir sowohl steinalt als auch super-nüchtern vor. Der einzige Grund, warum ich letztlich blieb, war der Anblick von **Sumpfpäpste**-Gitarrist Markus, der mittlerweile einen Kopf voller grauer Haare hat ...

Irgendwann stellte ich fest, daß Markus auf der Bühne stand. Da ich niemand anderen von der Kapelle und auch kein einziges Stück kannte, fragte ich die junge Frau, die den kleinen Merchandising-Stand für die Band betreute: »Sag mal, ist das auch eine Band aus Reutlingen?«

Sie guckte mich an, als wolle sie mich fragen, ob ich noch ganz normal sei, bevor sie sehr höflich antwortete: »Ja, das sind die **Sumpfpäpste.**«

Okay, hinter der Band hing sogar ein Transparent mit dem Bandnamen, aber ich glaubte es immer noch nicht. »Da ist doch niemand von der alten Besetzung dabei.«

»Doch«, versicherte sie mir, »der Sänger und der Gitarrist, und ich glaube, auch der Bassist.«



Ich war völlig baff und bedankte mich. Erst später war mir klar, daß wir beide unter Umständen klassisch aneinander vorbeigeredet hatten: Die »alte Besetzung«, die ich kannte, war zwölf Jahre alt. Vielleicht gab es auch eine »alte Besetzung« für eine Frau, die halb so alt war wie ich; eine »alte Besetzung« aus den späten neunziger Jahren beispielsweise.

Punkrock ist echt keine Jugendbewegung mehr, dachte ich mir, bewaffnete mich mit einem neuen Bier und betrat den Konzertraum, wo ich das Durchschnittsalter im Publikum schlagartig in die Höhe trieb.

Dafür war es drinnen ausgesprochen unterhaltsam. Der **Sumpfpäpste**-Sänger, auch kein sehr blutjunger Mensch mehr, führte sich auf der Bühne ziemlich manisch auf. Die anderen Musikanten hatten ebenfalls viel Spaß und schafften es, den Spaß auch auf das Publikum zu übertragen. Zumindest auf mich und den einen Irokesenpunker, der ebenfalls vor der Bühne herumstand und eifrig vor sich hin zappelte.

Der Rest des Publikums, schon reichlich alkoholisiert, verfolgte das Geschehen eher ein bißchen schlapp. Einige Trunkenbolde bewegten sich gelegentlich vor der Bühne. Das war alles. Wenn ich die Band gewesen wäre, hätte ich mich einfach kollektiv ins Jenseits gesoffen; das war eher erschütternd als berauschend. Schade, denn die neuen Stücke der Reutlinger Band klingen besser als die alten: kompakter Hardcore-Punk mit einem Schuß ins Geisteskranke gehend, eigentlich eine coole Sache.



Trotzdem ging ich um zwei Uhr. Mir tat die letzte Kapelle leid, die danach aufspielte: **Tora Bora** aus Freiburg, Leute aus dem Umfeld von **Backslide**, wie man mir sagte. Um diese Zeit waren vielleicht noch drei Dutzend Menschen im Konzertkeller, und von denen war keiner mehr so richtig fit. Das traurige Schauspiel wollte ich mir wirklich nicht mehr antun ...

*

Punk – oder was man darunter versteht

Jürgen Teipel war mir immer ein bißchen suspekt, obwohl ich ihn nie getroffen habe. Sein Buch »Verschwende deine Jugend« hat mich gefesselt, und ich fand es klasse, aber die damit einhergehende Vermarktung und die dazu gehörige Umdeutung der Punkrock-Geschichte fand ich grausig. Und seit ich weiß, daß eine Lesung von und mit Jürgen Teipel sieben Euro kostet, bin ich der Meinung, daß das ganze mit Punkrock so wenig zu tun hat wie die aktuelle Ausgabe der »Bunte« oder sonst einer Illustrierten. Ich meine: Der Mann nimmt sieben Euro für eine Lesung, bei der er nicht einmal eigene Texte vorträgt, sondern Aussagen, die andere getroffen und die er verarbeitet hat. Das finde ich irgendwie schäbig.

Unten durch ist Jürgen Teipel bei mir allerdings erst so richtig, nachdem ich das Buch »Please Kill Me« gelesen hat. Die angeblich »unzensierte Geschichte des Punk« wurde von den amerikanischen Autoren Legs McNeil und Gillian McCain zusammengestellt und erschien 1996. Was ich bisher nicht wußte: Jürgen Teipel hat nicht nur die komplette Systematik des Buches eins zu eins übernommen, um nicht zu sagen geklaut, er hat sogar die Art der Titelnennung und die Art des Untertitels schlicht kopiert. Das wäre in Ordnung gewesen, wenn er in seinem Buch im Vorwort darauf hingewiesen hätte, von wegen, »das war meine Inspirationsquelle«. So aber dachte jeder, er habe diese grandiose Idee gehabt, und statt dessen hat er sie einfach nur übernommen. Das finde ich erst recht schäbig.

Dafür ist das vorliegende Buch der absolute Hammer, und damit meine ich nicht nur den Umfang. Es sind über 500 großformatige Seiten; da das ganze als Hardcover mit Schutzumschlag erscheint, kostet ein solches Buch natürlich einen stolzen Preis. Um's vorwegzunehmen: Den Preis ist es wert, wenn man sich für die Vor- und Frühgeschichte des Punkrock interessiert und sich schon einigermaßen auskennt. Um die eigentliche Geschichte des Punk, die für mich eben erst in den 80er Jahren spannend wurde, als klar war, daß sich Punk abkapselte vom Rockmusik-Geschäft, geht es in diesem → Buch gar nicht.

Die Gliederung des Buches ist dem deutschsprachigen Leser immerhin durch Teipels Nachahm-Werk bekannt: Zahlreiche Interviews mit Musikern, Groupies, Produzenten und Journalisten dieser Zeit wurden geführt, und diese wurden anschließend so zusammengemixt, daß man meinen könnte, sie hätten alle gleichzeitig um einen Tisch gesessen und in die Aufnahmegeräte der Autoren gesprochen. Die daraus entstandenen Abfolge ist unterhaltsam bis zum Gehtnichtmehr, zeitweise widerwärtig, zeitweise richtig spannend, und als Leser erfährt man wirklich unglaublich viel über die Frühgeschichte des Punkrock.

Es beginnt tatsächlich bereits im Jahr 1965, nicht 1975 oder später, wie man vielleicht denken könnte. Die ersten Gehversuche von **Velvet Underground** sind das Thema, und in dieser Phase, in der Rockmusik insgesamt noch Underground ist, tauchen ganz selbstverständlich Rockstars wie **Jim Morrisson** oder **Janis Joplin** auf; die später legendäre Factory des Künstlers Andy Warhol ist ein wesentliches Element jener frühen Jahre. Und **Lou Reed**, der damals schon Unmengen von Drogen konsumierte. Sex und Drogen und Rock-Musik, darauf läßt sich diese frühe Phase reduzieren, und all das Gerede von der Freiheit jener Zeit scheint mir nach der Lektüre ausufernder Drogengeschichten doch ein wenig arg verklärt zu sein.

Diese ersten Underground-Bands beeinflußten einen gewissen Iggy Pop und seine Freunde, die dann die **Stooges** gründeten, und sie beeinflußten einen gewissen Wayne Kramer und seine Freunde, die dann ihre Band **MC5** gründeten. Bald darauf folgten die **New York Dolls**, und damit war zu Beginn der 70er Jahre das Triumvirat an Bands fertig, die letztlich als Ahnherren von Punkrock bezeichnet werden können.

Im Prinzip war das nichts anderes als Underground-Rock, und als ein Haufen junger Männer im Jahr 1975 ihr Magazin gründeten, nannten sie es deshalb **Punk**, weil sie dachten, das sei ein guter Titel für Bands wie diese und ihre Nachfolger. Die Flyers,

die damals in New York hingen und auf denen »Punk is coming« stand, hatten also weniger etwas mit der Musikrichtung zu tun, die es damals noch gar nicht gab, als mit dem Magazin, das im Entstehen war. Dann kamen die **Ramones** und **Blondie** und wie sie alle hießen, und aus England kamen die **Sex Pistols** und so weiter.

Soweit zum Inhalt des Buches, der für alle Musikfreunde von größtem Interesse ist. Mir wurden bei der Lektüre einige Zusammenhänge der Punk-Geschichte erst so richtig klar, obwohl mir einleuchtet, daß alle Beteiligten – angefangen bei den Autoren – natürlich ihre eigene Sichtweise darstellen und es keine Gesamtbeurteilung des Punk-Phänomens ohne subjektive Sicht geben kann. Die Vorgeschichte mit dem Magazin **Punk** war mir so beispielsweise überhaupt nicht bekannt.

Sonderlich lustig ist das Buch über weite Strecken allerdings nicht. Die Art und Weise, wie sich Frauen und junge Mädchen selbst erniedrigten, um in den zweifelhaften Genuß zu kommen, einem Rockstar öffentlich einen zu blasen, hat nichts mit meiner persönlichen Sicht auf Punk zu tun. Es macht die Sache nicht besser, wenn man sich klarmacht, daß Dee Dee Ramone als Strichjunge arbeitete, auch zu einer Zeit, als es seine Band bereits gab, und daß Männlein und Weiblein in der frühen Szene in wechselnden Beziehungen wild miteinander herumfickten. Als fröhlich fickender Protagonist in den siebziger Jahren war **David Bowie** immer wieder dabei, der davon heute – auf seinem Status als ein Superstar – sicher nicht mehr viel wissen will. Wenn ich mir das so alles anschaue, habe ich das Gefühl, auf die Chronik eines Haufens von Soziopathen zu blicken ...

Mag sein, daß dies alles mit den unheimlichen Mengen an Drogen zusammenhängt, die manche der Protagonisten geschluckt und gespritzt haben. Heroin und irgendwelche Tabletten scheinen weiter verbreitet gewesen zu sein, als ich mir das jemals vorstellen konnte. Und zeitweise scheint das gemeinsame Setzen eines Schusses die einzige wirklich gemeinsame Aktion mancher Band gewesen zu sein, wenn man sich das Buch von dieser Warte aus anschaut. Das fand ich bei der Lektüre alles ziemlich grausig, vor allem auch deshalb, weil die Befragten zeitweise so locker darüber sprachen, welche Spritzen sie sich wann gesetzt hatten.

Das kippt allerdings gegen Ende. Weite Teile im letzten Teil des Buches beschäftigen sich mit dem Tod einiger Protagonisten in den 70er und 80er Jahren, angefangen bei Sid Vicious. Da das Buch 1996 erstmals erschien, fehlen die toten **Ramones**; die darf der Leser hinzuaddieren. Was bleibt, ist beim Leser ein zeitweise wie betäubt wirkendes Gefühl; ich gestehe, daß mich einige der Aufzeichnungen ganz schön desillusioniert haben.

Das also waren die Helden meiner Jugend, das also waren die Menschen, die jene Bands beeinflußten, die wiederum mich in den frühen 80er Jahren massiv in eine gewisse Richtung lenkten? Nun denn ...

Trotzdem möchte ich das Buch jedem empfehlen, der sich für Punkrock-Urgeschichte interessiert. Für jugendliche Punkrocker ist es möglicherweise noch gar nicht so spannend, weil die aus gutem Grund viel mehr im Hier und Jetzt leben als ein alter Sack wie ich (wenn diese Besprechung erscheint, bin ich 41 Jahre alt, das konnte ich mir mit 18 Jahren nicht einmal vorstellen); wer aber schon lange dabei ist, wird sich rasch daran festlesen.

Wer sich nicht auskennt, wird mit diesem Buch übrigens seine Probleme haben. Zwar werden hinten noch einmal im Glossar zahlreiche Namen erklärt, aber eben nur kurz. Wer also beispielsweise noch nie zuvor von der Band **Television** gehört hat, scheitert irgendwann bei den Details der Lektüre, was so schlimm aber auch nicht ist.

Tröstlich, daß sich die Macher des Buches auch nicht in allem auskennen. So taucht irgendwann einmal ein »Harley of the Cro-Mags« auf. Ich nehme nicht an, daß der Herr wirklich so heißt, sondern gehe davon aus, daß es sich um Harley Flanagan, den Sänger der Hardcore-Band **Cro-Mags** handelt. Die aber war bereits in den 80er Jahren, und ab dieser Zeit kennen sich eben weder die Autoren, noch die Übersetzer und der Redakteur aus ...

Legs McNeil / Gillian McCain: Please Kill Me
Deutsche Erstausgabe
Originaltitel: Please Kill Me – The Uncensored Oral History of Punk
Aus dem Amerikanischen von Esther Breger und Udo Breger
Hannibal Verlag / ISBN 3-85445-237-3
Hardcover / 508 Seiten

Nicht so sehr punkige Platten ...

LAX ALEX CONTRAX: Komm mit mir

Reggae mit deutschen Texten – das klappt tatsächlich. »Deine Zeit« ist ein richtig tolles Sommerstück, kein Witz!, und die anderen Stükke machen echt Laune. Ich glaub's nicht ... *(Valve Records)*

LIQUID LAUGHTER LOUNGE QUARTET: May You Always Live With Laughter

Seit ich die Freiburger Band zum ersten Mal gehört habe, finde ich sie gut: Im weitesten Sinne spielt **Liquid Laughter Lounge Quartet** eine Art Bar-Musik, bei der man unweigerlich an betrunkene Männer denkt, die in einem verrauchten Ambiente singen und spielen. Der Vergleich zu **Tom Waits** liegt stets auf der Hand, trotzdem ist die Band absolut eigenständig. Die Stücke sind ruhig, klingen stets nachdenklich, bieten dazu Texte mit Hirn. Daß die CD, die ich in den Händen halte, auch noch toll gestaltet ist, versteht sich angesichts der musikalischen Qualität fast von selbst. Ein Meisterwerk! *(Ritchie Records)*

SCARAMANGA: Cultures

Ska aus Schaffhausen, der sehr poppig und jazzig klingt. Nette Hintergrundmusik, aber nicht mehr. *(Leech Records)*

NGURU: Songs From The Boondocks

Meist ist dieser Ska sehr poppig; nur gelegentlich blitzt bei der dritten Platte dieser Schweizer Band ein Schuss Punk und/oder Rock durch. Musikalisch trotzdem ziemlich gut. *(Leech Records)*



L'AME IMMORTELLE: 5 Jahre

Hui-hui. Rothaarige Tante singt Gruftie-Schlager. Läuft bestimmt bald in der »Gothic«-Ecke auf VIVA. *(Supersonic)*

IDAHO: To Be The One

Vier durchschnittlich aussehende Herren aus Kalifornien spielen IndieRock, der wie nett klingt, der nie wehtut, der aber auch keinerlei Hitqualitäten aufzuweisen vermag. Intellektuelle Texte allein reichen halt nicht aus. *(Kalinkaland)*

ELECTRIC CLUB: Olympic Ideas

Mit vielen der sogenannten Indie-Bands habe ich das Problem, daß sie zwar sehr nett klingen, mich aber meist recht schnell langweilen. Die vier sehr studentisch aussehenden Herren aus Würzburg machen extrem angenehmen Pop mit viel Gitarrengeklimper, der in seinen besten Momenten wirklich nach den Smiths klingt. Und das ist im Jahr 2004 ein echtes Kompliment, wie ich finde! Hier stimmen die Melodien, und das ganze ist bemerkenswert unpeinlich. *(Supermodern Records)*

SKARAMOUCHE: Never Ever Touch

Diese Ska-Band aus der Deutschschweiz ist mir zu dudelig. Das ist zwar schöne Musik, aber da schlafen mir die Füße ein. *(Leech Records)*

CHAOZE ONE: Koppstoff

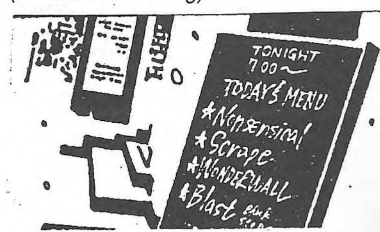
Eigentlich finde ich HipHop nicht sehr ansprechend, aber der Karlsruher **Chaoze One** ist die Ausnahme: Persönlich ist er schon eine nette Erscheinung, und sein politisches Engagement hebt ihn meilenweit von den normalen HipHoppern ab, die unsereins so übers Musikfernsehen mitbekommt. Die fünf Stücke auf dieser CD sind textlich klasse, und auch die Musik tut mir nicht weh, sondern bringt mich dazu, stundenlang mit dem Kopf zu wackeln. Cool. Ich glaubte nicht, daß mir HipHop wirklich mal gefallen könnte. *(Twisted Chords)*

SIGGI STERN: Berlin, 22.11.03

Gelangweilter Liedermacher sitzt bei Studenten in der Wohnung, klimpert auf der Gitarre und sing mit leidender Stimme dazu – so hört sich die CD an. Für mich ist das gar nichts, andere mögen sich daran berauschen. *(Krankekunstverlag)*

KRANKHEIT DER JUGEND: Gespiegelt

Ich werde nie ein Fan dieser durchaus seltsamen Band sein, zu schräg sind die musikalischen Spielereien zwischen Elektronik, Geräuschen und Pop. Mit diesem ungewöhnlichen Sound 13 Jahre durchzuhalten ist allerdings durchaus eine tolle Leistung. Auf dieser Doppel-CD gibt es neben eigenen Stücken auch viel Zeugs von befreundeten Musikern. Als Hintergrundmusik im Büro ist das durchaus brauchbar, aber sonst schwankt die Doppel-CD zwischen »interessant« und »grausig«. *(Krankekunstverlag)*



Seltsame Chaostage – Teil I

Bei welcher Gelegenheit ich die Frau, um die es im folgenden Text geht, kennenlernte, tut nicht viel zur Sache. Sie ist schätzungsweise anfang bis Mitte dreißig und irgendwie mehrfache Mutter; rein von der Optik her hätte ich sie eher in die Hippie-Ecke gesteckt. Aber irgendwann im Verlauf des Abends, als wir alle an den Biertischen saßen und auch schon die ersten Rauchwaren ihre Runde gedreht hatten, sagte sie mir: »Eigentlich bin ich ja auch Punk.«

Beim Wort »auch« zucke ich mittlerweile zusammen. Schließlich fällt es sogar mir von Jahr zu Jahr schwerer, mich selbst noch in die Punk-Ecke zu stellen, so wohl ich mich darin in all den Jahren gefühlt habe: mal als Beobachter, mal als Mit-Täter, mal als Möchtegern. Aber darum sollte es mir in dem Augenblick nicht gehen.

Ich frage sie, was für sie denn so Punk bedeute. »Na ja, so frei sein und unabhängig sein und machen können, was ich will.«

»Warst du dann schon mal bei den Chaostagen?« fragte ich gleich. Warum ich ausgerechnet darauf kam, war mir in dem Augenblick allerdings nicht klar.

»Na logisch war ich da!« kam wie aus der Pistole geschossen.

»Und wann denn?« fragte ich weiter. »In den neunziger Jahren oder schon in den achtziger Jahren.«

»Ja, schon in den neunziger Jahren.«

»Also in Hannover?«

»Ja.« Es kam ein wenig zögernd. »Da auch.«

»Ja, wo jetzt?« Ich war irritiert: »Wann und wo denn genau?«

Sie sagte, sie habe sehr viel vergessen. Auf meine vielen Fragen kam dann heraus, daß sie wohl in Hannover gewesen war, es müsse schon 1995 gewesen sein, aber in Bremen sei sie auch mal gewesen, aber sie wisse davon nicht mehr so viel.

»Aber wo in Hannover warst du dann?«

»Das weiß ich nicht mehr, habe ich vergessen.«

»Du mußt doch irgendwo gepennt haben!«

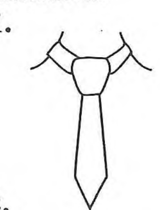
»Jaja, bei einer Freundin, und mit der bin ich immer rumgezogen.«

Um es kurz zu machen: Sie konnte nicht das geringste über die Chaostage erzählen, alles war nur Wischiwaschi, bei dem sie sich immer wieder aufs Neue herausredete. Irgendwann gab ich es auf, ihre Geschichte durch kritische Fragen ins Wanken zu bringen. Wenn sie glaubte, 1995 auf den Chaostagen gewesen zu sein, oder wenn sie diese Geschichte gerne erzählte, dann wollte ich ihr diese Story nicht verderben.

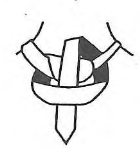
Aber ich frage mich den ganzen Abend lang noch, was einen Mensch im Jahr 2004 eigentlich dazu bringt, sich die Teilnahme an einem Ereignis zusammenzufabulieren, das schon neun Jahre her ist und das in den Medien allgemein als verheerende Geschichte gilt, nicht als etwas, dessen Teilnahme man sich als normaler Mensch rühmen kann.

Ist Punkrock im Jahr 2004 schon so eine Mediensache, daß es sogar cool ist, bei den ach so gewalttätigen Chaostagen 2005 gewesen zu sein? Darüber will ich wirklich nicht länger nachdenken ...

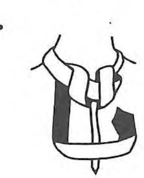
1.



2.



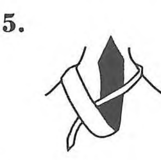
3.



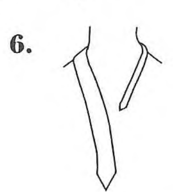
4.

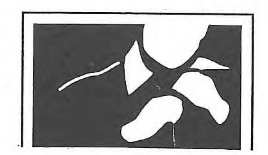


5.



6.





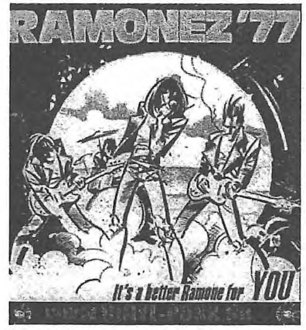
Wie ein Oldie-Rock-Festival

Als ich am Abend des Samstags, 15. Januar 2005, im »Schlachthof« in Karlsruhe stand und mir die auf der Bühne stehende Band anschaute, hatte ich ein seltsames Gefühl: Unverhofft fand ich mich als Zuschauer eines Oldie-Rock-Festivals wieder, kein Unterschied zu Leuten, die sich mit entsprechender Musik in die Zeit der sechziger Jahre zurückwünschen.

Erstens: Um 1975 herum begannen vier junge Männer aus New York mit ihrer Art von Rock-Musik. An Punk dachte damals niemand. Die vier jungen Männer spielten schroffen Rock'n'Roll mit Texten, die alle mit »I Don't Want To ...« begannen, und sie nannten sich schlicht **The Ramones**. Das ist jetzt dreißig Jahre her ...

Zweitens: Meine erste Punk-Platte, die ich mir kaufen wollte, war »Rocket To Russia« von den **Ramones**, das war etwa 1978. Aufmerksam war ich auf die Band durch das Radio – Deutschlandfunk! – und die BRAVO geworden, aus der BRAVO hatte ich auch ein Poster der Band, das sie mit Lederjacken, langen Haaren und zerrissenen Jeans zeigte. Ich kaufte die Platte dann nicht, weil mir meine Klassenkameraden zuredeten, und zog mit »Never Say Die« von **Black Sabbath** von dannen. Die »Rocket To Russia« sowie die Doppel-LP »It's Alive« von 1979 sind meiner Meinung nach die besten **Ramones**-Platten.

Drittens: Schätzungsweise 1987 besuchte ich ein Punk-Festival in der Jägerkaserne in Konstanz. Vier langhaarige Herren kamen auf die Bühne, nannten sich **Ramonez 77**, legten holterdipolter los und rissen sich erst nach einer halben Stunde die Langhaarperükken vom Kopf. Das war großartig: Zu der Zeit wollte niemand mehr in der Szene ernsthaft etwas von der Originalband hören, aber ihre Platten hatte wohl jeder im Schrank stehen.



Und jetzt 2005. **Ramonez 77** in Karlsruhe. Hm. Ich hatte schon zu Beginn ein seltsames Gefühl. Aber ich ging hin.

Schätzungsweise 150 Besucher füllten den »Schlachthof«, das Durchschnittsalter war vergleichsweise hoch, und ich kannte gut zwei Drittel. Als die Band irgendwann die Bühne erkletterte, lästerte Lars: »Der Sänger ist zu jung, der war 1987 doch noch gar nicht auf der Welt.« In der Tat war der Sänger deutlich jünger als die anderen drei Musiker. Insgesamt gaben sich aber die vier ernsthafte Mühe, wie die **Ramones** zu wirken – sogar die Hosen hatten sie fachgerecht an den richtigen Stellen zerschnippelt.

Es war ein ausgesprochen netter Auftritt: Die Stücke wurden ruckzuck ins Publikum geschmettert, die Laune war durchaus positiv, aber es kam nicht zu der Pogo-Welle, mit der man hätte vielleicht rechnen können. »Ist halt doch nur eine Nachspiel-Band«, sagte später jemand, womit er nicht unrecht hatte.

Aber eben auch nicht recht. Nachspiel-Bands können unglaublich knallen, wie **Old Styles Best**, die Hardcore-Stücke covern, wunderschön vorführen. Vielleicht liegt es bei **Ramonez 77** einfach daran, daß die guten alten Ramones eben schon so alt und gut sind, daß es sich gar nicht mehr lohnt, ihre Stücke live nachzuspielen – das macht schließlich schon jede Festzelt-Kapelle.

Konsequenterweise stand ich dann nach einiger Zeit außerhalb des Konzertraums, trank gemütlich mein Bier und redete mit Bekannten. Die Musik hörte ich auch so, wie die Band aussah, hatte ich schon mitbekommen, und so dolle war die Stimmung ja dann doch nicht.

Irgendwie ein seltsamer Abend, war mir dann irgendwann klar. Und: *Bei einem echten Oldie-Rock-Festival ist dann wahrscheinlich sogar mehr los ...*

Immerhin war der DJ hinterher ziemlich gut. Wer nacheinander **Artless** mit »Donnerwetter« und **Bärchen & die Milchbubis** mit »Jung kaputt spart Altersheime« spielt, hat zumindest einen Sinn für Ironie und für das korrekte Einordnen eines Musik-Phänomens nebst seinem alternden Publikum – zumindest in Karlsruhe.

Lakonische Texte

»Das nächste Bier schmeckte / Irgendwie / Nicht richtig gut!« Ein typischer Auszug aus einem Gedicht des Leipziger Schriftstellers Volly Tanner, der in seiner Heimatstadt ein wahres Enfant Terrible ist, mir aber bislang nicht bekannt war. Als erstes Tanner-Werk fiel mir der Gedichtsband »Die schönen Verlierer sind noch da!« in die Hände.

Die Texte sind kurz und lakonisch, manchmal sogar **zu** lakonisch; auf lyrische Experimente oder schönes Wortgeklingel verzichtet der Autor völlig. Gelegentlich gelingen ihm zwar hübsche Sprachbilder, meist geht es aber um eine trockene Bestandsaufnahme des täglichen Lebens am unteren Rand der Gesellschaft, dort, wo immerhin das Bier noch gut schmeckt. Volly Tanner kotzt sich aus, er schreibt seine Wut über gesellschaftliche Mißstände nieder, und er äußert sich in groben Worten zu Themen, die ihn und andere betreffen.

Das ist ehrlich und klar, das ist meist auch sehr direkt formuliert. Der Autor steht – ob er es hören mag oder nicht – in der Tradition Charles Bukowskis, ohne allerdings dessen Meisterschaft zu erreichen, und in eindeutigem Zusammenhang zum Social Beat der neunziger Jahre.

Wer an dieser Art von Lyrik seinen Spaß hat, kommt in dem durchaus punkig wirkenden Buch absolut auf seine Kosten. Ich selbst konnte es nur über einen längeren Zeitraum hinweg lesen: Auf Dauer empfand ich die Texte als langweilig.

Volly Tanner: Die schönen Verlierer sind noch da! Originalausgabe / Taschenbuch / 138 Seiten / Fünf Finger Ferlag / ISBN 3-9807419-2-3



Deutliche Verbesserung

Der zweite Gedichtsband Volly Tanners haut inhaltlich in dieselbe Kerbe wie der erste: Immer wieder werden in lakonischen Zeiten die Wirrnisse des Alltags geschildert, bekommen grausige Spießer und andere schlimme Menschen ihre Seitenhiebe ab. Doch in »Berlin muss brennen« ist Tanner sprachlich weitaus besser als im ersten Band.

Der mit »Punk and Roll« untertitelte Band verzichtet nach wie vor auf gedankenschwere Zeilen, sondern klopft die Zeilen trocken und klar unters lesende Volk; trotzdem passen die Texte eher, machte sich der Autor sichtlich mehr Gedanken über die Verbindung aus Sprache und Inhalt. Diese Veränderung, für meine Begriffe eine klare Verbesserung, ist erfreulich.

»Sonnenschein / Kann gefährlich werden / Versteck Dich / Vor dem Licht / Ich bin unsicher / In diesen Zeiten / In denen Küsse / Tödlich sind.« Tanners Lyrik ist knapp und trocken, sie kreist nicht mehr nur um den Autor selbst und seine Befindlichkeit, und das tut dem Buch gut. Gut zwanzig Seiten umfasst das Nachwort mit Presseberichten und Aussagen schreibender Freunde – das ist zwar amüsant, ich hätte aber lieber noch einige Tanner-Texte mehr gelesen.

Volly Tanner: Berlin muss brennen Originalausgabe / Taschenbuch 120 Seiten / Fünf Finger Ferlag / ISBN 3-908934-1-3

Neue Sensationen

Es war im »Schlachthof« in Karlsruhe, als mich jemand zur Seite nahm und fragte, ob ich mal ein Demo seiner neuen Band haben wolle. »Es ist aber kein Punk«, warnte er mich vor und fügte hinzu, daß der Sound »meilenweit entfernt« von seiner ehemaligen Band sei. Und eine Woche später steckte ein Demo der Karlsruher Band **The New Sensations** in meinem Briefkasten, eine echte Cassette, schön handbeschriftet und mit zwei Stücken darauf.

Machen wir's kurz: Das ist wirklich kein Punkrock, aber es ist richtig gute Musik, schon Rock'n'Roll im weitesten Sinne, mit einem außergewöhnlichen Sänger, der seine Stimme zu Tönen quetscht, die mich verwundert aufhorchen lassen. Musikalisch klingt das ganze so lässig, daß ich die Band unbedingt mal live sehen will. Coole Scheiße!

Strandidyll mit Pudel

Hellhäutige Kinder springen kreischend durch die Brandung, gehüllt in ein Kleid aus weißer Gischt. Sie formt eine Krone über ihren Köpfen, bis sie brausend zusammenfällt. Besorgte Eltern schauen abwechselnd auf die rote Fahne, die das Schwimmen an diesem Tag an der Playa Martianez verbietet, und auf die Kinder mit ihrem Spaß ohne Grenzen.

Ein von der Sonne rot gebrannter Mann mit blonden Haaren, blauer Badehose und dickem Wanst, der deutlich erkennbare Falten wirft, betreibt Gymnastik auf dem schwarzen Sand. Er beugt seine Knie, läßt die Arme kreisen. Zwei dunkelhaarige Teenager-Mädchen in seiner Nähe kichern hinter vorgehaltener Hand, daß ihre Pferdeschwänze wippen.

Zwei Frauen mit starkem Make-up in bleichen faltigen Gesichtern, aus dem der Lippenstift leuchtet wie eine Signalfarbe liegen am Ende des Strandes, wo die Absperrung den Durchgang zu den als Wellenbrecher dienenden Felsen verhindern soll. Ihre nackten schlaffen Brüste glänzen von frisch verstrichener Sonnenmilch.

Ein Pudel entdeckt den Springbrunnen im Zentrum der Strandanlage, schwarze Haare zornig gesträubt und ein Gekläff, das Angriffsgeist signalisiert. Er rennt ins Sprudeln, nicht gebändigt von seiner weißhaarigen Besitzerin, ein nasser kleiner Körper, dessen Bellen jetzt feucht klingt, Als er den Springbrunnen verläßt, mehr an der Leine gezogen als mit eigenem Willen, trieft er, aber sein kleiner Schwanz wedelt vor ungebrochener Freude.

Auf einer der Holzbänke blickt ein weißhaariger Mann, auf dessen blauer Baseballmütze das Logo einer deutschen Automarke zu sehen ist, mit angestrengter Miene in eine Ausgabe der BILD-Zeitung, Überschriften von Blut und Mord und Todschlag vor der Nase. Neben ihm hat sich seine kurzberockte Frau ausgestreckt, die Knie hochgestellt, so daß der Blick frei wird auf Rentner-Unterwäsche in hellblau.

Nur mit Badehosen begleitet stehen zwei braungebrannte Angler am Ende der Wellenbrecher-Felsen. Mit energischem Wurf schleudern sie ihre Anglerschnur hinaus in die Bucht, unbekümmert von der Brandung, die hinter ihnen hochschlägt, meist mehr als drei, vier Meter hoch und ihnen einen nassen Schauer nach dem anderen in den Nacken schüttet.

Ein dunkelbraun gefärbter Mann, dessen Haare sorgfältig in hellblonde Locken gelegt sind, vielleicht fünfzig Jahre alt, liegt auf den Felsen, die Beine so gespreizt, dass die Sonne auch die Innenseite der Schenkel trifft, rechts und links von der überaus knappen Badehose, die sich hauteng und schwarz um seine Geschlechtsteil legt. Mit geschlossenem Augen und ohne jegliche Körperregung blickt er in die Sonne, die über dem diesigen Bergland immer höher steigt.



Das Mädchen mit dem Diabolo, vielleicht 17 Jahre alt, fällt durch seinen blonden Pferdeschwanz auf und durch seine lange schwarze Hose und das schwarze T-Shirt. Die einzige Konzession an die Strandmode ist, daß man den Nabel des flachen Bauches sehen kann. Es springt und wirft das Diabolo hoch, rennt und fängt es wieder, lächelt und strahlt und scheint völlig glücklich zu sein.

Mit herausforderndem Blick sitzt ein muskulöser Mann mit eisgrauem Schnauzbart auf einem großen Stein. Jeder, der am Strand promeniert, muß an ihm vorüber und sich mit seinem Blick messen, den er Männer und Frauen gleichermaßen unter seinen buschigen Augenbrauen zuwirft. Er ist braungebrannt, sein Körper ist eingeölt, und er sieht aus, als habe er sich direkt von seinem heimischen Bodybuilding-Studio an den Strand beamen lassen.

Ein Reisebus hält direkt vor dem Netto-Supermarkt, spuckt seine Passagiere aus, eine jung wirkende Reiseleiterin mit rotem Schirm in der Hand voraus. Kohorten von Rentnern zücken ihre Fotoapparate, ergießen sich als Strom aus kurzen Hosen, Sandalen und hellem Hemden über die Strandpromenade; weiße Häupter glitzern herausfordernd in der Sonne.

Eine Frau hält ihr Kind, gegen die Hitze geschützt durch eine rote Schirmmütze, über zwei Steine, läßt es ins Wasser pinkeln, bevor sie es gründlich schüttelt und danach zurück trägt zu dem Kinderwagen, den sie oberhalb der Stufen, der Steine und des Sandstrands geparkt hat.

Irgend jemand krächzt in meinem Gehirn »Ich brauche jetzt ein Bier«, und ich verlasse den Strand, die Küstenstadt Puerto de la Cruz und die Insel Teneriffa. Zwei Wochen sind ausreichend.

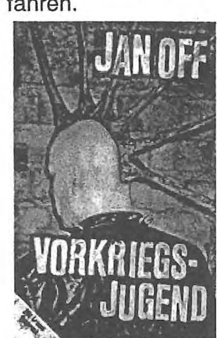
Ende

Amüsanter Punkrock-Roman

Endlich habe ich es geschafft, den allgemein schwer gelobten Roman »Vorkriegsjugend« zu lesen, den der Social-Beat-Vorzeigeautor Jan Off geschrieben hat. Ich kann mich nach der absolut kurzweiligen Lektüre dem Lob aller vorherigen Besprechungen nur anschließen.

Die sicher teilweise sehr autobiografischen Geschichten über die frühen Punk-Tage des Schriftstellers sind superlustig geschrieben, ich habe beim ~~Lacher~~ nicht nur einmal grinsen müssen. Zäh versuchen der Erzähler und seine Freunde, in die Punkrock-Szene zu kommen, indem sie sich bei einschlägigen Szenegrößen einschleimen. Sie gründen natürlich auch eine Band, und es ist klar, daß sie versuchen, auf die Chaostage nach Hannover zu fahren.

↳ LESEN, tsts...



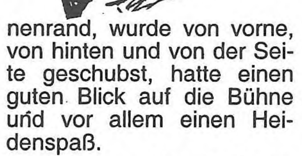
Die Abfolge absurder Kapitel, von denen sich jedes wie eine abgeschlossene Kurzgeschichte – jeweils mit großartigen Titeln! – liest, macht kompletten Spaß. Als kritischer Leser könnte man einwenden, daß zu oft der Erzähler durchbricht, wenn die Herren Punkrocker irgendwelche komplizierten Sätze von sich geben; aber das sind Marginalien, die den Lesefluß nicht unterbrechen.

Man möge von dem Buch nicht erwarten, eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Phänomen Punk zu sein. Der Autor hat eine unglaublich spaßige Karikatur der Punk-Szene der frühen 80er Jahre abgeliefert, was nicht mehr heißt, als daß alle handelnden Personen eben auch Karikaturen sein müssen – grotesk überzeichnete Abbilder real existierender Figuren.

Das Buch ist rundum zu empfehlen! Klasse!

Jan Off: Vorkriegsjugend
Originalausgabe
Ventil Verlag / Taschenbuch
155 Seiten / ISBN 3-930559-88-9

Guerilla Live



Viel Worte über die diesjährige Einheizfeier in Karlsruhe kann ich gar nicht verlieren: Wie in den letzten Jahren, tobte auch am diesjährigen 2. Oktober ein Haufen Punk-Bands über die Bühne der »Ex-Steffi«. Ich kam spät, und ich ging früh, ich laberte viel, und ich trank Bier und einen Liter Spezi – und so verpaßte ich alle Bands. Bis auf die eine, wegen der ich gekommen war.



Guerilla sind aus Stuttgart; mehr weiß man offiziell nicht über die Band. Die Mitglieder treten mit Haßmasken auf, was zwar ein wenig so aussieht, als wolle man posen, was aber einen ernsthaften Hintergrund hat: Es gibt allen Ernstes staatsanwaltliche Untersuchungen gegen die Band. Kein Wunder bei den Texten, die auf der ersten Platte schon erkenntlich sind.

Was aber auf der ersten Platte noch nach heftigem Deutschpunk mit klaren Aussagen klingt, entpuppte sich an diesem Abend live als das absolute Hardcore-Brett. Mit enormer Live-Präsenz tobten **Guerilla** auf der Bühne herum, angeführt von einem charismatischen Sänger, der auch optisch und sportlich zu überzeugen wußte. Das war kein Deutschpunk, das war kein Anarcho-Punk, das war in Wirklichkeit – um bei Schubladen zu bleiben – genau die Art von Hardcore-Punk, die 1987/88 aus den USA kam und hierzulande die Szene aufmischte.

Man stelle sich **Youth Of Today** oder alte **Sick Of It All** mit richtig guten Texten in deutscher und englischer Sprache vor – dann hat man eine Vorstellung davon, wie **Guerilla** live auftritt. Wobei ein gewisser Pathos und ein Trend zur Parole festzustellen ist ... Mich störte das weniger, und die zahlreichen Punks, die die Band voller Begeisterung abfeierten, erst recht nicht.

Die miese Anlage in der »Ex-Steffi« verhunzte den Sound und vor allem die Stimme des Sängers. Trotzdem gab es glasklare Ansagen übers Mikro, und auch die Texte der Band sind stets eindeutig. Wieviel davon hängenbleibt, ist fraglich: An diesem Abend waren haufenweise coole Punks in jungem Alter anwesend, aber eben leider auch wieder der übliche Sumpf an Rucksackträgern und Schlappirohängern. Fragt sich natürlich, wer sich von den Leuten durchsetzen wird, um die Szene in zwei, drei Jahren zu dominieren.

Immerhin tobte ein ordentlicher Pogo, schnell und aggressiv, wie es sich bei so einer Band gehört. Mir war's zu ruppig, an diesem Abend hatte ich darauf keine Lust; zudem wäre ich gut doppelt so alt wie der Durchschnitt gewesen, wenn ich den Mob richtig im Blick hatte. So stand ich vorne am Bühnenrand, wurde von vorne, von hinten und von der Seite geschubst, hatte einen guten Blick auf die Bühne und vor allem einen Heidenspaß.

»Vor zehn oder fünfzehn Jahren wäre zu so einem Konzert kein einziger Iro-Punker gekommen«, meinte Achim hinterher. Da hatte er recht. **Guerilla** hätte man in den frühen neunziger Jahren auf jeden Fall in die Hardcore-Ecke gestellt. Heutzutage gehen Punks mit bunten Haaren zu einer solchen Band. Es gibt tatsächlich einen zivilisatorischen Fortschritt in dieser ansonsten manchmal arg konservativen Szene ...



Ich und der Porno-Star

Wie ich einmal die Biografie einer total beliebten Schauspielerin gelesen hab'

»An meinem 27. Geburtstag hielt ich ein ganz besonderes Geschenk in der Hand: meinen ersten Pornoschwanz.« So beginnt das Buch »Ich, Gina Wild«, das die Schauspielerin Michaela Schaffrath geschrieben – oder wohl besser diktiert – hat. Und ich, ha!, ich bin geradezu stolz darauf, diese außergewöhnliche Frau einmal persönlich kennengelernt zu haben.



Wie mittlerweile den Lesern dieses Blattes hier bekannt sein dürfte, verdiene ich mein Geld damit, als Redakteur für die PERRY RHODAN-Serie verantwortlich zu sein. Diese Science-Fiction-Serie präsentiert sich seit vier Jahren in besonderer Weise auf der Frankfurter Buchmesse: nicht nur in der eigentlichen Messehalle am Stand unseres Verlages, sondern auch mit einer eigenen Party. Die fand im Oktober 2004 zum zweiten Mal in dem schikken »Club East« in der Hanauer Landstraße statt – ein House-Club, der ein bißchen von innen aussah wie ein Raumschiff und in dem wir uns recht wohl fühlten.

Dort tummelten sich an diesen Freitag abend, 8. Oktober, viele verschiedene Leute, die meisten davon Schriftsteller, Übersetzer, Verlagsleute und Zeichner, die im weitesten Sinne aus »unserem Umfeld« kamen, sich also professionell mit Science Fiction, Fantasy und so Zeugs beschäftigten. Insgesamt 80 Personen waren vor Ort, und es war eine ausgesprochen nette Party.

Der Regisseur Marcus Rosenmüller (dreht unter anderem Teile der Krimi-Serien »Bloch« und »Sperling« sowie diverse Fernsehfilme), der seit längerem mit dem Projekt einer PERRY RHODAN-Verfilmung beschäftigt ist, war ebenfalls eingeladen; mit ihm sein Partner Bruno Eyron. Bruno ist ein sympathischer Kerl, wenngleich ich die Fernsehserie »Balko«, in der er die Hauptrolle spielt, nicht gerade so toll findet. Dummerweise hatte sich Bruno gerade mal eine Woche vor der Buchmesse auf dem Münchner Oktoberfest mit Koks in der Nase von der Bullerei erwischen lassen – also konnte man den auch nicht bei so einer hoch offiziellen Verlagsveranstaltung aufkreuzen lassen.



Marcus fragte mich mit freundlichem Lächeln schon im voraus: »Sag mal, stört es dich, wenn ich statt Bruno die Michaela mitbringe?« Ich guckte dumm, und er schob nach. »Die Michaela Schaffrath, also die Gina Wild, du weißt schon.«

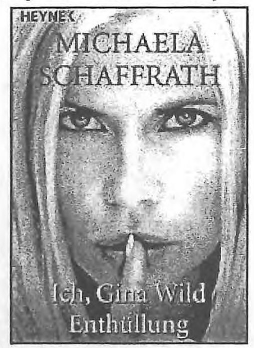
Ich wußte. Und das, ohne überhaupt jemals einen Gina-Wild-Film gesehen zu haben. In den späten 90er Jahren drehte die Dame ein halbes Dutzend Hardcore-Pornos, die angeblich zu den besten des Genres gehören. Seit sie das Porno-Genre verlassen hat, spielte sie in einer Reihe seriöser Filme mit; ich hatte sie einmal als Kneipenbesitzerin in einer sehr guten Folge von »Sperling« gesehen, bei der – selbstverständlich – Marcus Rosenmüller Regie geführt hatte.

»Na klar«, sagte ich und strahlte wohl von einem Ohr zum anderen. »Bring die Frau auf jeden Fall mit.« Laut irgendwelcher Marktbeobachtungen genießt Gina Wild eine Markenbekanntheit von 85 Prozent. Anders gesagt: 85 Prozent der Bundesbürger, inklusive Kinder, hardcore-feministischer Frauen und stockschwuler Rentner, wissen, wer sie ist oder haben ihren Namen schon einmal gehört. Solche Gäste hat jeder gern, der eine Party schmeißt, die unterm Strich auch dem Verlag etwas bringen soll.

So kam der Abend der Party, und Frau Schaffrath – mit der ich mich streng offiziell die ganze Zeit siezte –

entpuppte sich als ausgesprochen nette Persönlichkeit, die zudem sehr gut schmeicheln konnte. »Ach, *Sie sind der Herr Frick. Von* Ihnen habe ich schon sehr viel gehört.« Nicht jeder bekommt das von einem ehemaligen Porno-Star, auf dessen Bilder sich schon Millionen von Männern einen runterholt haben, persönlich zu hören. Der Abend war also gelaufen.

Ohne Witz: Die Frau war wirklich nett, wenngleich sie sich an dem Abend nicht mit mir unterhielt, sondern sich vor allem unserem Chefautor Robert Feldhoff widmete. Dafür tanzte sie am nächsten Morgen auf der Buchmesse an unserem Messestand vorbei. Gemeinsam mit ihrem Ehemann ließ sie sich über unseren Verlagskram informieren, steckte ohne Ende PERRY RHODAN-Materialien ein. Anschließend gingen wir zum Stand des Heyne-Verlags, wo sie mir ein Buch signierte. Und auf diese Signatur bin ich natürlich jetzt stolz wie Harry.



Um genau dieses signierte Buch geht es mir. Denn tatsächlich wußte ich vor der ersten Begegnung nicht mehr als das, was ich in diesem Text eingangs geschrieben habe: Ehemaliger Porno-Star will ernsthafte Schauspielerin werden.



Machen wir uns nichts vor – dieses Buch ist nicht gerade sehr literarisch. In ausgesprochen schlichtem Stil erzählt Michael Schaffrath von ihrer Jugend, in der sie sehr unzufrieden mit ihrem Aussehen war, von ihrem Aufwachsen in der Provinz und von ihren ersten sexuellen Erfahrungen. Mit ihrem Mann Axel änderte sich alles: Sie schauten irgendwann gemeinsam Pornos an, gingen gemeinsam in Swinger-Clubs, versuchten allerlei Spielchen – und irgendwann beschloß Michaela Schaffrath, sie wolle jetzt ein Porno-Star werden.

Wie es dazu kam, was sie dabei alles erlebte und wie sie letztlich wieder aus dem Metier herauskam, schildert sie sehr glaubhaft und lebensecht. Man hat das Gefühl, sie erzähle einem das alles. Ich hatte ja Gelegenheit, mit ihr zu sprechen – und genau so liest sich das Buch. Es liest sich, als habe sie es einem Journalisten diktiert, und dieser habe hinterher einige Passagen geändert, damit es sich besser liest. Ansonsten ist das aber wirklich die originale Sprache der Schauspielerin, und das hat dann einen hohen Grad an Authentizität.

Als Leser erfuhr ich tatsächlich einiges über das Porno-Geschäft, über das ich ansonsten nur das weiß, was gelegentlich in irgendwelchen Zeitschriften steht. Pornos sind mir vergleichsweise egal; zu Hause gucke ich mir nie welche an, und in Hotelzimmern bleibe ich *unter der Zwei-Minuten-*Marke, weil ich keine Lust habe, dafür Gebühren zu bezahlen.

Wer jetzt darauf hofft, durch das Buch angemacht zu werden, irrt gründlich. Wir erfahren zwar darüber, was ein Gang-Bang ist und wie es so ist, mit Sperma in den Haaren Taxi zu fahren. Detaillierte Schilderungen fehlen allerdings, was angesichts der sprachlich eher geringen Eleganz sicher besser ist.

Das Buch ist konsequent, es liest sich ehrlich, und es macht wirklich Spaß. Ernsthaft empfehlen kann ich es allerdings niemanden: Hätte ich Michaela Schaffrath nicht kennengelernt, wäre ich nicht über die ersten fünf Seiten hinweg gekommen. Wer gerne authentische Literatur mag und vielleicht auch schon mal den einen oder anderen Film mit Gina Wild gesehen hat, wird sich aber auf jeden Fall amüsieren.

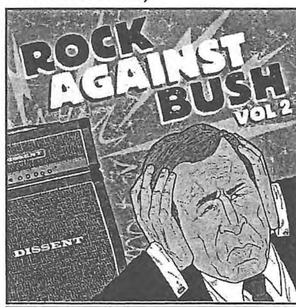


Michaela Schaffrath: Ich, Gina Wild
174 Seiten / Taschenbuch
Heyne Verlag

Allerlei Sampler

ROCK AGAINST BUSH: Vol. 2

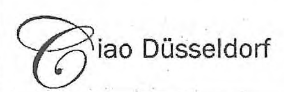
Ziemlich coole Zusammenstellung von 28 Bands, die was gegen George W. Bush sagen. Es ist praktisch die gesamte amerikanische Punk-Szene vorhanden: Melodie-Punker wie **Green Day** und **Bad Religion**, von **Lagwagon** und **Mad Caddies**, dazu ein bißchen Hardcore von **Sick Of It All** und **Only Crime**, Emopunk von **Jawbreaker** und **Hot Water Music** und so weiter. Sogar die israelische Band **Useless ID** und die Deutschen von **Donots** sind vertreten. Musikalisch leistet sich die CD keine Ausfälle, und es gibt sogar noch eine DVD. Klasse! *(Fat Wreck Chords)*



That's Life!: At The Wild At Heart Vol. 2

Diesmal kein Städte-Sampler, sondern ein Sampler, der die ganze Bandbreite an Kapellen präsentiert, die im »Wild At Heart« in Berlin-Kreuzberg aufgetreten sind. Insgesamt 20 Stücke von 20 Bands, meist in sehr guter Live-Qualität und von daher sehr gut. Musikalisch geht es vonm Streetpunk à la **Voice Of A Generation** über klassischen Punkrock à la **Lurkers** und **G.B.H.** hin zu Ami-Bands wie **The Queers** oder **Turbo A.C.s**; deutsche Bands wie **The Shocks** oder **Frontkick** runden das ganze gut ab.

Richtig fiesen Hardcore gibt es nicht, Emocore ebensowenig, hier herrscht die männerorientierte Mischung aus Schweiß, lauten Gitarren und Rockmusik vor. Doch, das paßt alles zusammen – ist eine sehr gute Mischung! *(Wild At Heart Records)*



MODESTADT DÜSSELDORF: Vol. 2

Ein erstaunlich guter Städte-Sampler, bei dem es so gut wie keine Ausfälle gibt – eine respektable Leistung. Klassiker wie **Male** und **Family 5** dürfen nicht fehlen, unbekannte Bands wie der **Karateclub** oder **Atomixx** überraschen positiv, und mittlerweile bekannte Helden/innen wie die **Bullocks**, die **Boonaraaas** oder **Oiro** leisten wie immer gute Arbeit. Ein schöner Sampler, den ich endlich mal rundum empfehlen kann. *(Teenage Rebel)*

13 YEARS OF LOVE AND HATE (V.A.)

Das Label Halb 7 Records hat im Verlauf seiner Geschichte viele seltsame Bands veröffentlicht; unterm Strich ist dabei eine landsmannschaftlich bezogene, durchaus brauchbare Mischung entstanden. Wer lästern mag, nennt die Truppe dann einfach »Ost-Label«, was so ganz einfach nicht ist. Die vorliegende CD faßt 26 Stücke von 26 Bands aus 13 Jahren zusammen, die meisten davon aus der ehemaligen DDR.

Volxsturm und **Loikaemie**, **Trinkerkohorte** und **Babelsberg Pöbelz** stehen für den Oi! und Streetpunk, **Full Speed Ahead** und **D.H.** für schmissigen Hardcore, **Thee Flanders** für Psychobilly und **Die Tornados** für Ska – also eine recht bunte Mischung, zu der sich eine amerikanische Band (SFA) sowie Kapellen aus West- und Süddeutschland gesellen. Thematisch ausgewogen heißt hier auch musikalisch abwechslungsreich: Manche Stücke sind klasse, manche grauenvoll - so ist das eben bei Label-Samplern. *(Halb 7 Records)*

GOB SQUAD: Call For Response

Den schmissigen Punkrock der dänischen Band habe ich schon gelobt, als ich ihr Demo zum ersten Mal gehört habe: Die vier Burschen, die ihre Band seit 1996 betreiben, wechseln kunterbunt die Stilrichtungen, bleiben aber stets melodisch und hymnisch zugleich. In die Streetpunk-Ecke paßt die Band allerdings nicht, in die Melodie-Ecke erst recht nicht, hier paßt einfach der Begriff »Punkrock« in all seinen Variationen. Mir machte die erste CD der Band auf jeden Fall so richtig Spaß. Eine tolle Sache! *(Horror Business)*

Rainer Zubeil alias Thomas Ziegler

Es war ein grauer Tag: Aus einem diesigen Wolkenhimmel fiel immer wieder feiner Nieselregen, und ein unangenehmer Wind pfiff zwischen den Bäumen und Grabsteinen auf dem Kölner Westfriedhof hindurch. Mit raschem Schritt eilte ich auf die Halle zu, in der in wenigen Minuten die Verabschiedung des Verstorbenen beginnen sollte. Mein offener Mantel wehte im Wind, die schwarze Krawatte flatterte seitlich aus der Anzugsjacke, und ich hatte das Gefühl, zu spät zu kommen.

Verdammter Taxifahrer, verdammt noch mal!, dachte ich die ganze Zeit, während ich auf die drei Männer zuhielt, die auf der einen Seite des Eingangs standen, eindeutig räumlich getrennt von der Gruppe der anderen Trauernden. Der Mann hatte den Eingang zum Friedhof nicht gefunden, hatte mich zuerst zum Jüdischen Friedhof gebracht, der direkt um die Ecke war, was alles sehr viel Zeit gekostet hatte.

Es war ohnehin ein seltsamer Anlass für einen Besuch in Köln. Das letzte Mal, als ich in der Stadt am Rhein gewesen war, hatte eine herrliche Wintersonne auf die Straßen und Plätze heruntergestrahlt. Ich hatte mich mit dem Schriftsteller und Übersetzer Rainer Zubeil getroffen, um mit ihm eine intensivere Zusammenarbeit zu besprechen. Und jetzt war ich wieder in Köln, um eben diesen Menschen zu verabschieden. Nur wenige Monate lagen zwischen diesen zwei Begegnungen, und vielleicht war es die Kürze dieser Zeit, die mir den Tod Rainer Zubeils als besonders erschütternd erscheinen ließ.

Ich drückte den drei Männern nacheinander die Hand; uns allen war bewußt, daß dies nicht die Begegnung war, die wir uns gewünscht hatten. Alle drei Männer hatten graue Gesichter, und mir war klar, daß ich ebenso grau aus meinem dunklen Anzug schaute.

Der erste war Uwe Anton, der Mann, mit dem Rainer Zubeil vor gut dreißig Jahren zusammen an Science-Fiction-Fanzines mitgearbeitet hatte, der Mann, der zusammen mit ihm die ersten Romane geschrieben und publiziert hatte – seit Jahren war Uwe Anton einer der Autoren, die für PERRY RHODAN schrieben, jene Serie, die ich als Redakteur zu betreuen hatte.

Der zweite war Horst Pukallus, ein Alters- und Zeitgenosse Uwes und Rainers; zusammen mit Rainer hatte er vor einem Vierteljahrhundert bei der hervorragenden SF-Serie »Die Terranauten« mitgearbeitet, zusammen mit Rainer und Uwe hatte er politische Kurzgeschichten für verschiedene Verlage und politische Artikel für die »Science Fiction-Times« geschrieben, zusammen mit Rainer hatte er in den letzten Jahren »Star Trek«-Romane übersetzt.

Zuletzt Achim Mehnert, ein Altersgenosse von mir, deutlich jünger als Rainer, Uwe und Horst, aber ein Kölner Schriftsteller, der seit einigen Jahren für Science-Fiction-Serien anderer Verlage schrieb, aber auch schon zwei Romane in den von mir betreuten Reihen veröffentlicht hatte. In meinem Roman »Vielen Dank Peter Pank« spielte er eine kleine Gastrolle; er gehörte mittlerweile zu meinen ältesten Bekannten.

So stand ich mit den drei Männern da, überlegte kurz, was ich tun sollte. Uwe Anton verwies mich auf die Lebensgefährtin des Verstorbenen, ich trat hinüber zur Gruppe der anderen Trauernden, wahrscheinlich die Familie und die Freunde. Ich drückte der Lebensgefährtin und der schwer erschüttert wirkenden Mutter mein Beileid aus, wechselte einige wenige Worte mit ihnen. Die Lebensgefährtin bat mich – da Michael Görden noch nicht eingetroffen sei – einige Worte zu sagen. Das hatte ich ohnehin eingeplant gehabt, allerdings im Anschluss an die geplante Trauerrede Michael Gördens. Ich war einigermaßen überrascht, willigte aber ein.

Als sich die Türen zur Beisetzungshalle öffneten, traten wir ein. Wir vier Kollegen warteten, bis die Familie und die Freunde ihre Plätze eingenommen hatten, bevor wir uns auf unseren Stühlen niederließen. Vor uns stand der Sarg, um

ihn herum waren Blumen und Kränze drapiert. Orgelmusik ertönte, und es entstand die seltsame Stimmung, die es immer gibt, wenn man bei einer Beerdigung dabei ist.

Und während die Musik ertönte, versuchte ich mir klarzumachen, was Rainer Zubeil für mich bedeutet hatte. Er als Mensch war für mich nicht präsent gewesen, ich hatte ihn nicht gekannt, hatte mich einige wenige Male mit ihm unterhalten, und diese Gespräche waren immer von beruflichen Interessen bestimmt gewesen. Der Autor Thomas Ziegler allerdings hatte mich als Jugendlicher stark geprägt. Ich hatte seine ersten Texte im Fanzine »Exodus« gelesen, seine ersten Romane – darunter »Zeit der Stasis« mit Uwe Anton – geradezu verschlungen und dann begeistert seine Romane für die Serie »Terranauten« gelesen.

Einige seiner Taschenbücher in den achtziger Jahren beeinflussten mich stark: »Stimmen der Nacht« war ein dicht erzählter Parallelwelten-Roman, in dem Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg von den Alliierten besetzt worden, während die Nazis in Südamerika ihr Viertes Reich gegründet haben – bis auf einmal im Kölner Dom die Stimmen von Hitler und anderen alten Nazis zu hören sind. »Alles wird gut« war eine bitterböse Satire über eine nahe Zukunft, in der es in Köln von Verrückten nur so wimmelt.

Zubeil alias Ziegler hatte eine großartige Fantasie, seine Ideenvielfalt überstieg die vieler Kollegen bei weitem. Das machte mir unglaublichen Spaß, vielen anderen Lesern sicher auch. Bei den »Terranauten« waren es die Romane von Robert Quint, die mir besonders gut gefielen – Robert Quint war ein weiteres Zubeil-Pseudonym –, und ich las die Serie zu jener Zeit lieber als PERRY RHODAN, der um Band 1000 herum für meinen Geschmack in einem Formtief steckte.

Das erkannten die Verantwortlichen im Pabel-Verlag in den 80er Jahren wohl auch, denn sie verpflichteten Rainer als Autor für PERRY RHODAN, nachdem die »Terranauten« eingestellt worden waren und der beliebte Exposé-Autor William Voltz viel zu früh starb. Als Thomas Ziegler schrieb Rainer nicht nur einige großartige Romane, mit denen er die Serie tatsächlich bereicherte, er verfasste darüber hinaus auch viele Exposés, also Handlungsvorgaben für die anderen Autoren. In dieser Zeit war er also Chefautor der PERRY RHODAN-Serie, war damit also bei dem Verlag gelandet, den er früher garantiert mehr als argwöhnisch betrachtet hatte.

Meine Gedanken wurden unterbrochen, als die Orgel verstummte. Die Lebensgefährtin des Verstorbenen wandte den Kopf und blickte zu mir herüber. Uwe Anton, der neben mir saß, gab mir einen leichten Stoß in die Seite und nickte mir auffordernd zu.

Erst in diesem Augenblick wurde mir klar, daß es keinen offiziellen Redner gab, keinen Prediger oder einen sonstigen offiziellen Sprecher. Und da Michael Görden nicht anwesend war, mußte ich einfach eine offizielle Rede halten. Ich stand auf, froh darüber, mir im Zug einige Sachen ausgedacht und notiert zu haben, und ging mit wackeligen Beinen nach vorne.

Reden hatte ich in meinem Berufsleben schon einige gehalten; sogar bei politischen Veranstaltungen hatte ich gesprochen. Und bei zwei Begräbnissen hatte ich die offiziellen Grabreden gesprochen, allerdings stets gut vorbereitet und mit einem Manuskript ausgestattet. Jetzt stand ich vor der Trauergemeinde, zu der in der Zwischenzeit noch einige Menschen mehr gekommen waren, fühlte die Blicke vor allem der Lebensgefährtin und der Eltern auf mich ruhen und fühlte mich sehr unwohl. Meine Finger waren schweißnass und umklammerten das Stück Papier mit meinen Notizen.

Ich begann meine Rede mit den Worten, daß ich wahrscheinlich derjenige sei, der den Toten am wenigsten gekannt hatte. Und dann las ich einen Absatz vor, der aus dem noch unveröffentlichten PERRY RHODAN-Roman Rainer Zubeils stammte: »Er hatte selbst erfahren, was der Tod eines geliebten Menschen bedeutete, hatte die innere Leere gespürt, die einen zu verschlingen drohte, und den unheilbaren Schmerz, den nicht einmal die Zeit linderte.«

Danach leitete ich zu einigen allgemeinen Worten über, die den Verstorbenen für mich auszeichneten. Ich nannte ihn ein »Sprachrohr seiner Generation«, der auch für uns Jüngere ein wichtiger Mensch gewesen sei. Und ich endete mit meiner kurzen Rede, in dem ich den folgenden Satz brachte, der ebenfalls aus seinem letzten Roman stammte: »Wir sind es den Toten schuldig, dass wir weitermachen, dass wir

nicht verzweifeln, sondern ein glückliches und erfülltes Leben führen.«

Es herrschte Stille im Raum, als ich mich an meinen Platz setzte. Danach setzte wieder das Georgel ein. Auf einmal ging die Tür auf, und neben einer ganzen Reihe anderer Gäste tauchte Michael Görden auf. Der Literaturagent hielt als alter Freund des Verstorbenen später seine Rede, in der er vor allem auf den Menschen einging und die Person würdigte. Viel sprach er allerdings auch nicht, so dass sich die Verabschiedungszeremonie auf zwei kurze Reden und viel Orgelgedöns beschränkte. Ich fand das ganze etwas befremdlich.

Der Autor Thomas Ziegler hätte aus solch einer Zeremonie sicher eine skurrile Geschichte gedacht, ging mir durchs Hirn, während ich auf meinem Platz saß und den Gedanken wieder freien Raum ließ. Als PERRY RHODAN-Autor hatte Rainer in den 80er Jahren erneut gezeigt, welches Talent er besaß. Er schaffte es, aus vergleichsweise schlichten Weltraumabenteuern packende Romane zu erschaffen, in dem er sich auf die Personen konzentrierte und diese so interessant schilderte, daß man als Leser auch mit den bizarrsten Außerirdischen mitfieberte. Der Weltraumreporter Krohn Meysenhart blieb mir zwanzig Jahre lang im Gedächtnis. Der Blues – das sind Außerirdische mit Tellerköpfen –, dessen Name ich vergessen habe, der stets versuchte, einen Muurt-Wurm zu essen, war eine skurrile Figur mit Tiefgang. Und bereits der Armadaflößer, die Hauptfigur des ersten Ziegler-Romans bei PERRY RHODAN, hatte eine faszinierende Ausstrahlung, die man in der Serie ansonsten eher selten fand. Beeindruckend war das stets, und mir hatten alle Ziegler-Romane gefallen.

Das Große und Ganze allerdings, das er in der Serie schuf, war nicht immer mein Fall. Für meinen Geschmack waren viele der Ideen zu abgehoben, zu abgedreht, als daß sie sich mit dem klassischen PERRY RHODAN-Universum vertrugen. Unterhaltsam war das ganze aber allemal, das machte stets Laune. Und deshalb war ich schwer enttäuscht, als die Zusammenarbeit zwischen den Verlag und dem Autor Mitte der 80er Jahre plötzlich und ohne Angabe von Gründen beendet wurde.

Irgendwann hörte das Orgelspiel auf. Die Eltern des Verstorbenen gingen als erste an den Sarg mit den sterblichen Überresten, um sich von Rainer Zubeil zu verabschieden, dann folgten die Familienangehörigen. Zuletzt gingen die Kollegen und ich hin, um einen letzten Gruß zu geben. Es war ein beklemmendes Gefühl. Obwohl ich den Verstorbenen kaum gekannt hatte, ging es mir in diesem Moment stark ans Gemüt; fast hätte ich geheult.

Vor der Tür herrschte grauer Nieselregen vor. Die Lebensgefährtin lud uns noch zu einem Imbiss in eine Kneipe in der Kölner Südstadt ein; sie sagte, es sei Rainers Lieblingskneipe gewesen, und er hätte sich bestimmt darüber gefreut, wenn wir kommen würden. Horst Pukallus, Achim Mehnert und ich entschlossen uns, mit Uwe Anton in die Südstadt zu fahren. Diesen letzten Wunsch wollten wir auch noch erfüllen.

Achim als Ortskundiger lotste uns quer durch die Stadt, und nach einer halben Stunde hatten wir einen Parkplatz gefunden und saßen in einem sehr gemütlich wirkenden, aber für eine Trauerfeier denkbar uneeigneten Lokal in der Südstadt. Es blieb eine seltsame Veranstaltung: Wir Science-Fiction-Leute saßen zusammen, einigermaßen sprachlos und wortkarg, und unterhielten uns in kurzen Sätzen, die von langen Redepausen unterbrochen wurden. Einige rauchten, einige tranken Kaffee, einige aßen eine Suppe.

Als ich gegen 14 Uhr die Gaststätte verließ, um per Bahn zurück nach Karlsruhe zu fahren, war ich geradezu erleichtert. Es war ein grauer Tag, es war ein grausiger Tag, und ich wollte Rainer Zubeil als lebenslustigen Menschen in Erinnerung behalten. Ein schweres Unterfangen künftig ...

Bei diesem Artikel ist m.E. ein „punkiges" Layout unangemessen!

Wenn der Hammer fällt

Ich weiß nicht, wie oft ich **Hammerhead** im Lauf ihrer »Karriere« gesehen habe: sechs- oder achtmal schätzungsweise. Nicht jedes Konzert war gut, manches war katastrophal, manches dafür genial. Ich habe die Band auf einer Bühne im Wald bei Karlsruhe gesehen, beim großen Plastic Bomb-Festival, zu Beginn ihrer Laufbahn im alten Mannheimer Jugendzentrum oder auch bei einem Open-Air-Festival direkt in Karlsruhe, wo die Band vor der Sparkassen-Werbung spielen mußte und dabei überhaupt nicht glücklich aussah. Am Mittwoch, 8. September, sah ich die Band zum letzten Mal – nach schätzungsweise fünfzehn Jahren fiel auch hier der Hammer.



Schätzungsweise sechzig zahlende Gäste hatten sich im »Schlachthof« in Karlsruhe eingefunden; das war nicht viel für eine Band mit einem solchen Ruf. Aber unter der Woche muß man in Karlsruhe ja froh sein über jeden Besucher. Wie mir Tobias Scheiße mitteilte, war die Tour unterm Strich eh nicht so prall verlaufen: »In Homburg waren nur bescheuerte Kinder da. Praktisch nur doofe Punker ohne Hirn.« Zumindest in punkto Altersklasse war Karlsruhe da ein Fortschritt – an diesem Abend herrschten wieder Menschen zwischen 30 und 40 vor.

Als erste Band spielten **WWK**, die ich auch schon mehrfach gesehen habe. Ich erinnerte mich sogar an Konzerte, wo ich zum ultraderben Hardcore-Punk der Band richtig gepogt hatte. An diesem Abend ging das nicht: Der knüppelige Sound und das wüste Gebratze des Sängers langweilten mich irgendwann, und nach dem vierten Stück ging ich aus dem Konzertraum. Mag sein, daß ich alt und gemütlich werde, kann aber auch sein, daß die Band in einem kleinen Keller wie in der alten »Steffi« in Karlsruhe einfach besser wirkt als in einem richtigen Konzertraum.

Dafür gefielen mir **Hammerhead** umso besser. Man merkt den Bandmitgliedern an, daß sie älter geworden bin: Zwar wird auf der Bühne immer noch ordentlich gepost, zwar wird immer noch ordentlich das Publikum beschimpft und mit Späßen eher vor den Kopf gestoßen als unterhalten, aber irgendwelche Exzesse gab es nicht. Das Publikum blieb schön ruhig, wie es sich für ein älteres Semester gehört: Man zappelt ein bißchen herum, man wackelt ein bißchen mit dem Kopf, man dankt mit Zwischenrufen, und man bleibt eben schön ruhig, damit man nicht zu sehr ins Schwitzen gerät. Und man trinkt – wie ich eben auch – nicht mehr als zwei Bier, weil man am nächsten Tag ja zur Arbeit muß. So ist



Punk eben auch im Fall von **Hammerhead** in der Mitte der Gesellschaft angekommen ...



Unpolitisch saugt

Ich gehöre ja, man verzeihe es mir, zu denen, die früher immer wieder die Fahne für das »unpolitische« hochgehalten haben. Dazu stehe ich teilweise immer noch, denn was ich gemeint habe und auch immer noch meine, wenn ich davon spreche, ist, daß ich mich nicht hinter irgendwelchen Fahnen einreihen möchte und daß ich mir bitteschön meine eigene Meinung zu irgendwelchen Dingen selbst bilden möchte. Daß »unpolitisch« heutzutage zu einem Brechreiz führen kann, wenn sich das genau anschaut, ist nicht nur mein Problem.

Ein schönes Beispiel dafür ist die Band Crusaders aus Dresden, deren Platte ich im letzten ENPUNKT besprochen habe und die in der Ausgabe 15 des österreichischen, völlig okay gehenden Glatzen-Fanzines **Oi! The Print** zu Wort kommt. Die vier Herren haben ihre ersten Platten bei Dim-Records herausgebracht, was ihnen schon ein wenig unangenehm ist, und äußern sich in dem Interview schon klar gegen Nazis. Aber wie, das ist schon wieder ein Lehrbeispiel dafür, wie »unpolitisch« eben nicht funktionieren kann.

Auf der aktuellen Platte hat die Band ein durchgestrichenes »88« als klares Statement gegen Nazis, na immerhin. Im Interview äußert sich ein mir nicht bekannter Thorsten von der Band dazu: »Von mir aus hätte man das Antifa Abzeichen gleich daneben machen können, denn die unterscheiden sich einen Scheißdreck von den Kameraden und ihren Methoden.« Aha. Die Antifa prügelt also auch Ausländer und Schwule tot und wirft Brandbomben in Flüchtlingswohnheime – oder wie habe ich diesen Unfug zu übersetzen?

Oder: »die Ablehnung totalitärer Denkweisen und Systeme, das schließt Nazis, Linke und/oder fundamentalistische Religionsfanatiker mit ein.« Das ist die Logik, die der rechte Flügel der CDU und die BILD-Zeitung auch aufweisen. Das ist so wenig Punk oder wegen mir auch Oi! wie die Republikaner und andere Rechtsparteien, das hat mit rebellischer Einstellung nichts zu tun. Das ist widerlich, das ist peinlich, das ist sogar für die Junge Union zu rechts.

Und damit beende ich meine Predigt. Soll sich jeder an die Nase fassen und über seine eigene Definition von »unpolitisch« oder »antipolitisch« nachdenken. Wobei ich fürchte, daß ein solcher Gedankengang bei den **Crusaders** als »intellektuell« gelten würde.

OHNE KOMMENTAR

Aus dem »London Review of Books« vom 23. September 2004. Der Berichterstatter, Andrew O'Hagan, war auf dem Parteitag der Republikaner in New York:

»Die Muslime hassen uns doch bloß für unsere Freiheitsliebe«, sagt eine Frau aus Iowa mit einem Stoffelefanten (dem Symbol der Republikaner) auf dem Kopf. »Die haben überhaupt keine Kultur, und sie hassen uns dafür, daß unsere großartig ist. Und sie hassen die Bibel.«

»Ach ja?«, sage ich. »Die Irakis hatten eine Kultur, noch Tausende von Jahren, bevor Jesus überhaupt geboren wurde.«

»Was sagen Sie?«

»Ich sage, daß Muslime schon Tempel bauten, als New York noch ein Sumpf war.«

»Sind Sie für die Irakis?«

»Nein.«

»Sind Sie dafür, daß unschuldige Menschen auf der Arbeit umgebracht werden? Menschen, die aus dem Fenster springen müssen?«

»Sie hören mir nicht zu.«

»Nein, mein Freund. Sie sind derjenige, der nicht zuhört. Diese Leute, für die Sie sind, versuchen unsere Kinder in ihren Betten zu töten. Und wo sind Sie überhaupt her, von der *New York Times*?«

PASST DOCH...

Plattenbesprechungen

SUPERSPY: Slick

Ska aus der Mittelschweiz, der mit einem tüchtigen Schuß Punk unterlegt ist und vor allem eine tolle Frauenstimme bietet. Die fünf Songs auf dieser CD sind kleine Hits, die mir alle gefallen. *(Leech Records)*

THEE FLANDERS: Monster Party

Die rockige Mischung aus Psychobilly, Rockabilly und Horror-Texten ist stellenweise ganz amüsant; auf Dauer kickt mich das nicht. Auf mich wirkt das alles nur aufgesetzt. *(Halb 7)*



DEROZER: Di Nuovo In Marcia

Die fünf Italiener sind so zuverlässig wie ein Uhrwerk: In regelmäßigen Abständen hauen sie neue Platten raus, in denen sie jedesmal den Punkrock nicht gerade neu erfinden aber einfach klasse umsetzen. Zwischen schnellem Krachern und schwerem Rocken schwankt die Platte: nichts neues und nichts schlechtes also aus Vicenza bei Venedig. *(Mad Butcher)*

DENNIS MOST & THE INSTIGATORS: Vampire City

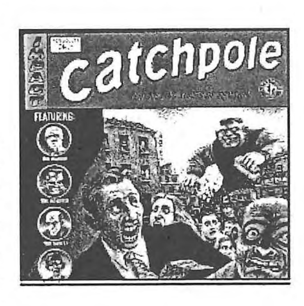
Ein alter Herr mit Schnauzbart spielt Rock-Musik, die einen Schuß Punkrock enthält und vor dreißig Jahren mal schwer innovativ war. Heute ist der alte Kram zwar unter musikhistorischen Gesichtspunkten interessant; das aufgewärmte alte Zeugs bringt mich nur zum Gähnen. *(Trash 2001)*

PEACOCKS: It's Time For

Wunderbar! Eine junge Schweizer Band rockt mit flottem Ska-Punkrock nicht nur durch Europa, sondern auch durch die USA und Japan. 13 Stücke sind auf dieser Platte, kein einziger Ausfall darunter. Daß das ganze ein bißchen »kommerziell« klingt und nicht nach Proberaum, kann wegen mir die Puristen ärgern – hier paßt es super zusammen! *(Leech)*

CATCHPOLE: Ten Jolting Songs Of Tension

Erstaunlich altmodischer Anarcho-Punkrock: Die vier Schweizer hätten die Platte hier auch 1982 oder 1992 oder sonstwann auf der englischen Insel einspielen können. Auf die Gefahr hin, mit einem Vergleich schief zu liegen: Das klingt wie eine Mischung aus **Subhumans** und den **Schwarzen Schafen** (mit englischen Texten), ist rotzig gespielt, ist garantiert kein glatter Poser-Punkrock, sondern »authentischer« Sound, der nicht beim ersten Hören zum Hüpfen einlädt, dann aber gefällt. Sehr schön! *(Flight 13)*



SCRAPY: Unsteady Times

Die Verbindung aus Ska und Punk ist auch auf der zweiten LP/CD dieser bayerischen Band gelungen. Der Sound ist stets schmissig und lädt zum Tanzen ein, die englischsprachigen Texte sind frei von Plattitüden und stehen politisch auf der richtigen Seite. Bingo! *(Mad Butcher)*

SOMMERSET: Say What You Want

Whow! Die drei Neuseeländer zelebrieren auf dieser CD tollen Punkrock mit schönen Melodien, viel Gefühl und treibendem Rhythmus. Das klingt zwar stets recht erwachsen, aber nie langweilig. Großartig! *(Eat The Beat)*

REDSKINS: Live 1985

Ich weiß ja, daß die Redskins zu ihrer Zeit eine echt wichtige Band waren, die mit linken Texten und schmissiger Musik zwischen Punk und Funk, Pop und Ska für Aufsehen sorgten. Warum eine – ansonsten echt nett klingende – Live-LP aus dem Jahr 1985 jetzt wiederöffentlicht wird, erschließt sich mir allerdings nicht. *(Mad Butcher)*

STROM: macht es

Das ist cool: Der Stuttgarter Solo-Musiker **Steffen Strom** bietet seine Musik gratis zum Download an (www.strom-musik.de), bietet ebenfalls an, seine Stükke als MP3-Dateien zu Remixen, und wer mag, kann sich die erste eigene CD sogar bestellen – und muß sie nur bezahlen, wenn sie gefällt. Coole Scheiße das, weil die Musik zwar Indie-Rock ist, dieser aber wirklich sehr charmant und gut

daherkommt. Und das Stück »Hardcore« hat sogar glatt direkten Szene-Bezug. *(Playbe Records, Dennerstr. 56, 70372 Stuttgart)*

STICK BOY: Sumo

Angeblich will die Band aus dem Saarland klassischen 77er-Punkrock spielen. Für mich klingt das wie viele der angesagten aktuellen Schwedenrock-Bands, und das ist mir auf Dauer textlich wie musikalisch zu hardrockig und zu langweilig. *(Consul Records)*

MADSTATEWORLD: Reset – Demo 2004

Das neue Demo der Karlsruhe Melody-Band faßt vier Stücke aus dem Jahr 2004 und fünf Stücke auf dem Jahr 2003 zusammen. Musikalische Weiterentwicklung in Ehren – aber die älteren Stücke gefallen mir besser, weil sie kompakter, also auch »punkiger« sind und sich nicht so sehr mit Spielereien aufhalten. Für eine lokale Band klingen **Madstateworld** allerdings nach wie vor sehr frisch. (*Thomas Hauf, Schützenstraße 16, 76137 Karlsruhe*)



SICK OF IT ALL: Outtakes Of The Outcast

Ich habe die New Yorker in den neunziger Jahren schätzungsweise fünfmal gesehen und fand sie live stets klasse; auf Platte war mir der prügelnde Hardcore-Sound stets ein wenig zu prollig. Das gilt auch für diese Platte, die allerlei B-Seiten, Outtakes und anderen Kram zusammenfaßt. Das brauchen nur Fans, und ich bin eben keiner. *(Fat Wreck)*

ANDTHEWINNERIS: The Punch And Judy Show

Wegen mir kann so etwas als College-Punk oder Emo-PopPunk bezeichnet werden. Die fünfköpfige Band aus Hannover spielt ausgesprochen netten und hochmelodiösen Punkrock, der ans Herz geht und an Harmlosigkeit nicht zu übertrumpfen ist. Unterm Strich kommen mir die schönen Melodien zu kraftlos vor; ich bin mir aber sicher, daß die Emo- und Pop-Fraktion diese Platte bejubeln wird. *(Rockhit Records)*

BOTTLES: Klimawechsel

Kaltfront aus Dresden spielten Ende der 80er Jahre und waren damals wohl legendär; mir sind sie leider nicht bekannt. Deshalb finde ich es prinzipiell saugut, wenn sich die **Bottles** um das alte Material kümmern, das eh nicht viele Leute kennen, und es in der Neuzeit neu aufleben lassen. Teilweise sind die schroffen Deutschpunk-Stücke auch höchst interessant, sie klingen schwer nach dem rohen Punk- und NdW-Sound der frühen 80er Jahre in Westdeutschland; rundum überzeugen kann mich die CD aber nicht. Unter historischen Punkrock-Aspekten eine begrüßenswerte Sache, unter musikalischen Aspekten leider nicht immer gelungen. *(Stephan Rendke, Großenhainer Str. 24, 01561 Schönfeld)*

AUTOMATICS: Forty Virgins In The Afterlife

Alte Engländer, die sehr schönen Pop-Punk mit viel Melodie spielen. Vor zwanzig Jahren wäre so etwas kommerziell verwertbar gewesen, heutzutage aber lockt das niemand hinter dem Ofen hervor. Mir gefällt es; ich sitze da und wackle eifrig mit dem Kopf. Danach kann ich mich nicht mehr daran erinnern. Nett allein genügt mir derzeit nicht. *(Trash 2001 Records)*

OHL: Klänge des Widerstands

Ich finde die **Oberste Heeresleitung** eigentlich scheiße, aber diese Platte ist klasse, weil sie ein zeithistorisches Dokument darstellt: die ersten Aufnahmen der Leverkusener Band aus dem Frühjahr 1980, bisher unveröffentlicht. Räudiger Deutschpunk in schauderhafter Aufnahmequalität – aber so klang es damals. Und ich kann nachvollziehen, warum ich die Band in den frühen 80er Jahren zeitweise echt klasse fand ... Für historisch Interessierte ist das Pflicht, für andere nix. *(Teenage Rebel)*



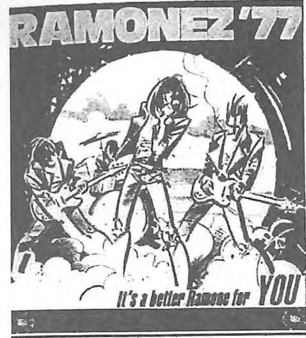
VIRUS NINE: Blastin' Away!

Vier Punks aus Oregon machen krachigen Hardcore-Punk, bei dem unaufhörlich nach vorne gebolzt wird und der Sänger fleißig schreit. Wer Texte wie »Stay Proud! Stay True! Stay Punk!« schreit, ist eh auf der guten Seite der Macht. Knallt gut, ist aber nicht gerade originell. *(AF Records)*

WEDNESDAY NIGHT HEROES: Superiority Complex

Vier Kanadier beweisen, daß der klassische Nietenlederjackenpunkrock der frühen 80er Jahre auch im Jahr 2004 noch seine Existenzberechtigung hat: Der druckvolle Sound klingt wesentlich besser als in den 80er Jahren, das ganze knallt von vorne bis hinten. Pogo-Sound vom feinsten – ich glaub', ich träume. Nein, ich hüpf' jetzt herum wie ein

Idiot mit breitem Grinsen im Gesicht – yep! *(DSS Records)*



RAMONEZ 77: Rest In Pace

Ich habe diese Hamburger Band einmal gesehen, bei einem der schon klassischen Festivals in der Konstanzer Jägerkaserne, so anno 1987 oder so. Live waren sie klasse, und sie waren schon damals die besseren **Ramones**. Wer auf diesen klassischen One-Two-Three-Four-Punkrock steht, wird die erste richtige LP/CD der vier älteren Hamburger Herren lieben; selten klangen die **Ramones** so gut wie auf dieser Platte. Cooles Gerocke! *(Mata Hari)*

OUT OF CONDITION: Perceiving Symptoms Of A Dying Consience

Fünf junge Schweizer machen knackigen Hardcore, teilweise recht gut. Wenn sie es jetzt noch schaffen, sich von irgendwelcher Metal-Scheiße (Soli und mancherlei Gesinge) zu befreien, kann es mir sogar richtig gefallen. *(808 Records)*

MDC: Magnus Dominus Corpus

Nichts neues aus New York: Die amerikanischen Helden des klassischen HC-Punks prügeln sich politisch kämpferisch durch allerlei aktuelle Themen, die mit George W. Bush anfangen und mit posend-peinlichen Punks noch lange nicht aufhören. Musikalisch klingt das ganze wie 1982 – die Platte ist also keine Enttäuschung, aber definitiv kein Muss. *(Yellow Dog Records)*

SMELLY ANCHORS: Against All Flags

Die österreichische Landeshauptstadt Wien entwikkelt sich zu einem El Dorado für Oi!-Bands, zumindest sieht das langsam so aus. Die drei Typen und eine Frau dieser Band hier machen ruppigen Oi! der klassischen Schule: englische Texte, die mit schroffem Sound und abgehacktem Gesang nach vorne getrieben werden. Klingt komplett nach 1981, und das ist in diesem Fall auch authentisch & gut. Textlich ist die Band übrigens auf der sicheren Seite: viel über Piraten und Saufen, wenig über Politik. *(Scumfuck)*

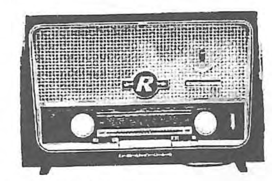


GREEDY BEES: A Lifetime For The Disappointment

Sieben junge Männer aus Saarbrücken spielen Skapunk, wie er vor sieben oder acht Jahren aus Kalifornien oder Schweden gekommen wäre. Das klingt gut und flott, wirkt aber auf Dauer zu uninspiriert; das habe ich dann doch zu oft gehört. *(808 Records)*

RÜPELS ROYAL: Königlich ...

»Ejakulat im Kaviar« – der Songtitel ist Programm ... Die Oi!-Band aus Duisburg bevorzugt die groben Texte, wobei die fünf Glatzen zumindest in punkto Nazis schon wissen, auf welcher Seite sie stehen. Musikalisch wie textlich ist mir das dann aber doch zu rustikal, ähm. Die Band könnte ich wohl nur im Vollsuff ertragen. (*Scumfuck Mucke*)



ROBERT: Gute Unterhaltung

Sieht man von den manchmal etwas pathetischen Texten in deutscher Sprache ab, bieten die Münchener eine kompakte Platte mit »Neuer deutscher Härte«: weniger Punk als Rock und mehr Hirn als **Rammstein**; der Vergleich sei erlaubt. Es wird schwer gerockt bei den zwölf Stücken, die Gitarre hängt tief, und irgendwann wippt man automatisch mit. Zum Pogo reicht der Sound nicht aus, aber das ist nicht gewünscht. Ein Fan der Band werde ich sicher nicht werden, aber irgendwie ist die krachige Rockmusik schon ziemlich klasse. *(Aggressive Noise)*

BANDA BASSOTTI: Amore E Odio

Die italienische Skapunk-Kapelle hat schon sage und schreibe sieben Platten raus – unglaublich! Die Texte der 13 Leute sind politisch, werden im Beiheft dankenswerterweise auch ins Englische übersetzt, und die Musik ist treibend und tanzbar zugleich. Bewiesen wird durch die CD zudem, daß man solche Tonträger anständig gestalten kann, ohne daß es den Käufern schlecht werden muß: Papphülle, schönes Beiheft und alle Texte mit Überset-

zungen, das alles in schikkem Layout. Um einen alten Spruch abzuwandeln: Wenn die Revolution so schmissig und tanzbar abläuft, bin ich gerne dabei! *(Destiny)*



PASCOW: Geschichten, die einer schrieb

Deutschpunk im Jahr 2004 kann soooo geil sein: Die Band aus dem Saarland rockt! Gesehen habe ich sie noch nicht, aber die schmissige Musik und die sehr guten Texte überzeugen einfach. Meilenweit entfernt von allen Deutschpunk-Klischees, so daß viele eine andere Schublade suchen werden. Das ist mir egal, ich finde die Platte klasse! *(Plastic Bomb)*

NO AUTHORITY: No Hard And Fast Rules

Die Band aus Lahr hat jetzt ihre dritte »große« Platte raus, und ich habe sie noch nie live gesehen; schon seltsam. Die treibende Mischung aus Ska und einem kräftigen Schuß Punk müßte auf der Bühne ganz gut zünden – wenn ich mir die CD so anhöre, wackle ich automatisch mit dem Kopf und wippe mit den Beinen. Auf Dauer ist mir persönlich das ganze zu glatt und zu sauber, aber der sympathisch wirkenden Band wäre ein kommerzieller Erfolg zu gönnen. *(Leech Records)*

D.O.A.: Live Free Or Die

Nichts Neues aus Vancouver: Die uralte kanadische Punk-Band liefert auf der aktuellen Platte 21 mal politischen Punkrock, teilweise sehr schmissig, teilweise ein wenig eintönig. Es klingt wie 1982, die Platte ist wirklich nicht schlecht, aber so richtig vom Hocker reißt es mich eben nicht. *(Social Bomb Records)*



DIE GRÄTENKINDER: Serviervorschlag

Poppiger Punk mit seltsamen, manchmal arg weinerlichen Texten und Orgel. Der Sound der Braunschweiger ist gewöhnungsbedürftig und mir unterm Strich zu lahm. Originell sind **Die Grätenkinder**, aber sie nerven mich. »in deinen geschichten ist kein platz für mich / aber du schreibst meine lieder.« *(Tumbleweed Records)*



DEADLINE: Getting Serious

Sieht man davon ab, daß die Zahl der Tätowierungen stark zugenommen hat, änderte sich in den letzten Jahren so viel nicht bei **Deadline**, dem englischen Streetpunk-Aushängeschild Nummer eins. Die tolle Stimme von Sängerin Liz Rose treibt nach wie vor die Stücke nach vorne – 14 sind es auf dieser Platte –, und dazu paßt die kompetente Instrumentierung wie die Faust aufs Auge. Klasse Pogo-Sound! *(People Like You)*

SS ULTRABRUTAL: Global Brutal

Was ist das denn? Schunkelpunk mit Hardrock-Gitarren, dazwischen Heimatlieder (»Hamburger Junxs«) und zum Schluß grausigste Rock-Balladen: »Nimm meine Hand, ich führe Dich / Zum Anfang dieser Welt / und träum den Traum des großen Glücks mit mir / im großen weiten Himmelszelt ...« Ich habe die CD dreimal angehört, weil ich nicht glauben konnte, daß alte Punks so einen Mist machen können. Unglaublich! *(Mata Hari)*

DEEP EYNDE: Shadowland

Schwer rockender Horror-Punk, der zwar stark nach den **Misfits** klingt, aber rein von der Musik her keine Sekunde lang peinlich wird, sondern sehr gut unterhält. Die Texte über Teufelskinder und Weltraum-Invasoren muss man halt mögen ... *(People Like You)*

ATTILA THE STOCKBROKER'S BARNSTORMER: Just One Life ...

Sehr persönliche Platte des britischen Punkrock-Barden, aufgenommen mit seiner Begleitband und von daher musikalisch recht schmissig geraten. Textlich geht es um Politik und persönliche Erfahrungen; Attila verarbeitet den Tod seines Vaters ebenso wie seine Hochzeit. Eine gefühlvolle Platte, mit der Attila auf 25 Jahre Bühnenerfahrung und viel andere Erlebnisse zurückblickt – eindrucksvoll! *(Teenage Rebel)*

CONDOM:
125 Jahre Punkmusik

Seit einem Vierteljahrhundert gibt es die Münchener Punk-Band schon. Das hört man auch: Manche Stücke klingen wie die frühesten 80er Jahre, andere dafür umso erwachsener. Diese Deutschpunk-Platte hört sich nicht wie das Werk einer Band an, sondern wie ein Sampler mit vielen verschiedenen Richtungen. 25 Stücke sind's geworden, Respekt! Da macht es dann auch nicht mehr so viel aus, dass einige echt schwach sind. *(Aggressive Noise)*

BERLINER WEISSE / KRAWALLBRÜDER:
Split

Diese CD bestätigt alle Klischees über deutschen Oi!-Sound: Mehr oder weniger häßliche Glatzenmänner fabrizieren stumpfen Punkrock mit stumpfen Texten über Saufen, Assi-Sein und Ficken. Ich will den Herren zugute halten, dass das ganze ironisch gemeint sein soll – aber das kann ich mir nicht am Stück anhören. Nicht mal im Vollsuff. (*Scumfuck Mucke*)

PADDELNOHNE-KANU: dto

Aus Baden-Baden stammt die Band mit dem seltsamen Namen, die ein Zwischending zwischen Pop und Punk und Emo spielt, teilweise ein bisschen weinerlich und langsam, in den kurzen Stücken aber punkig und kompakt. Das ist alles nicht schlecht, man kann es auch anhören – es kickt aber nicht, und das finde ich schon wieder schade. *(www.paddelnohnekanu.de)*

BOMBSQUAD:
Backyard Dept.

Kraftmeierisch kommt dieser metallische Hardcore aus Wien daher, mit Einsprengseln aus Numetal und HipHop. Was für junge Männer mit dicken Oberarmen. *(Burnside Records)*



TV SMITH:
Not A Bad Day

Nimmt man es genau, ist das hier kein Punkrock: Der alternde Entertainer **TV Smith**, seit den frühen Tagen der **Adverts** ungebrochen, überzeugte mich zuletzt live – und jetzt überzeugt er auch mit dieser schmissigen Solo-Platte, bei der sich gute Pop-Rock-Musik mit sehr guten Texten und einem kompletten Punk-Charme verbinden. Ganz groß! *(Teenage Rebel)*

BROILERS: Lofi

Die Streetpunk-Kapelle aus Düsseldorf präsentiert sich in einer toll gestalteten CD, die optisch keine Wünsche offen läßt. Musikalisch gibt es zwischen schmissigen Punkrock-Stücken und stumpfen Geboller allerlei Mischmasch zu bewundern. »Ich bin bei dir« ist so ein Hit, andere Stücke wie das stumpfe »Wer wird uns retten« sacken dagegen ab. Besser als der übliche Oi!-Brei ist das. *(DSS Records)*

AGROTOXICO / FLICTS:
Third World Jihad

Zwei Bands aus Sao Paolo, dem Moloch im südlichen Brasilien: Die schon bekannten **Agrotoxico** rotzen den Hardcore-Punk raus, den man schon von verschiedenen Platten her kennt – immer eine sichere Bank für ruppig-heftigen Sound. Die **Flicts** machen eher so was wie Streetpunk, aber auch mit einer ordentlichen Hardcore-Kante – respektablen Leistung. Die Platte gibt es als CD und als LP im Klappcover; letzteres ist natürlich viel besser. (*Dirty Faces*)

BARCODE: Demo

Knalliger Hardcore aus Dänemark wird hier von fünf sehr New-York-mäßig gukkenden Männern präsentiert. Knallt und kracht und scheppert und ist sicher live auch eine sichere Bank. Die Band ist bei **Nuclear Blast** künftig bestens aufgehoben, bei mir nicht gerade. (*www.barcodehardcore.dk*)

POPPERKLOPPER:
No Compromise

Die Veränderung dieser Band ist unglaublich: Ich hatte **Popperklopper** als schrecklichen Deutschpunk in Erinnerung. Diese Platte hier, bei der **Patti Pattex** (ehemalige Sängerin von **Scattergun**) mitmischt, ist echt klasse: dynamischer Punkrock der klassischen Schule, mit englischen Texten und gelungenen Melodien. Sehr schön! (*Suppenkazpers Noize Imperium*)



CUT MY SKIN:
On The Edge

Unverkennbar die knallige Stimme von Patti Pattex – ohne sie wäre die Band aus Berlin eine von vielen gut klingenden, aber unterm Strich nicht aus dem Rah-

men fallenden Bands. So aber ist das richtig gut klingender Punkrock mit Melodie & Härte. Sehr schön! *(Nasty Vinyl)*

RAZZIA: Relativ sicher am Strand

Erstaunlich souveränes Werk der Hamburger, die in den 80er Jahren zu den besten Deutschpunk-Bands gehörten und mich in den 90er Jahren eher gruselten: eher nachdenkliche Texte, eher düsterer Punkrock-Sound, alles in allem recht erwachsen und knapp an der »Saugut«-Markierung vorbei. Damit sind **Razzia** wieder auf einem Niveau, das der Band und ihrer Geschichte angemessen ist. *(Teenage Rebel)*

ANNEX 5: Demons

Eine erstaunlich enttäuschende, weil arg hardrocklastige Platte. Dabei sind die drei Herren und die Dame aus Hannover an den Instrumenten versiert, und mit Björn ist auch ein alter Szene-Held dabei. Das reicht halt doch nicht ... *(Nasty Vinyl)*



Kulturhauptstadt?

Das haben sich die Regierenden in der Stadt Karlsruhe ja mal wieder toll vorgestellt: Mit ein bißchen Größenwahnsinn, so dachten sie, könnten sie die langweilige Beamtenstadt Karlsruhe in eine Kultur-Metropole verwandeln, an die man sich dann auch europaweit erinnern würde. Kulturhauptstadt wollte Karlsruhe werden, mit einem ungläubigen Grinsen bekam ich das damals mit.

Großkotzig wurden in der Stadt Plakate aufgehängt, sogar neue Ortsschilder. Es gab unglaublich auftrumpfende Veranstaltungen, Sprüche, bei denen es einem die Schuhe auszog, und vielerlei Brechreiz-Geschichten mehr. Alles in allem Dinge, die für einen normalen Menschen nun wirklich nicht sonderlich überzeugend waren, sondern in mir stets den Wunsch wach werden ließen, dem Oberbürgermeister mal meine Meinung zu einer solchen Verschwendung von Steuergeldern zu geigen.

Das tat ich natürlich nie, weil mir die Sache im großen und ganzen eh am Arsch vorbei ging. Aber jetzt freue ich mich doch: Karlsruhe ist aus dem Rennen um die Kulturhauptstadt Europas ausgeschieden, statt dessen werden Essen oder Görlitz sich auf diese Ehre einlassen können. Das ist mir eigentlich ja auch ganz egal, aber ich freue mich einfach darüber, daß die blöden Stadtoberen diese persönliche Niederlage einstecken mußten. Na also!

Und wer mich jetzt für einen schadenfrohen Menschen hält, hat schlicht & ergreifend recht. Zumindest in dieser Frage ist Schadenfreude auch eine sehr nachvollziehbare Reaktion, wie ich finde.

Notizen aus Südafrika:

Beim Pastryman

Ich kann mich kaum noch an den Tag erinnern, nicht einmal mehr an die Details, aber die Szenerie ist mir sehr gut im Gedächtnis geblieben: Wir kamen mit unseren Fahrrädern vom Berg herunter, die Strecke war schon richtig schön gewesen, und wir hatten ein ordentliches Tempo darauf. Was für ein Vergnügen, rings um Cape Town mit dem Rad unterwegs zu sein!, ich genoß wirklich jede Minute davon.

Es war einigermaßen kühl, weshalb ich zwar eine kurze Hose und ein T-Shirt trug, bei den Bergabfahrten aber stets eine Jacke überzog. Ich hatte kein Interesse daran, in meinem Jahresurlaub in Südafrika krank zu werden, um dann irgendwann den Rückweg in liegender Verfassung anzutreten. Trotz der kühlen Temperaturen knallte die Sonne herunter, weshalb ich mein Gesicht sogar mit Sonnencreme eingeschmiert hatte. Sicher war in diesem Fall wirklich sicher.

Wir rollten mit den Rädern auf jeden Fall die Hänge herunter, die Straße machte einen hübschen Bogen, und wir näherten uns einer kleinen Bucht, in der sich einige Häuser befanden. Ich habe längst alle Häuser vergessen, aber ich erinnere mich nach gut zehn Jahren noch an das kleine Restaurant, das wir ansteuerten. Es nannte sich »The Panstryman«, und es gab dort drin eigentlich nur Ties, also diese im Öl gebackenen Kuchen – und es gab sie in einer Auswahl, die einen wirklich umhauen konnte.

Für Vegetarier gab es in dem Laden in der Hout Bay schon genug, aber viel härter war es für die Fleischfresser-Fraktion, die eine unglaubliche Auswahl bekam. Ich vergaß wieder einmal mein Dasein als Vegetarier und griff vor allem bei den Gerichten zu, die sich auf Wildfleisch bezogen. Die sogenannten Game Pies boten nämlich Giraffen- oder Elefanten-Fleisch, Krokodile und Puffotter, von australischem Känguruh und Springbock einmal ganz zu schweigen.

Das Essen war durch die Bank super, und es schmeckte unglaublich gut. Hätte ich gekonnt, hätte ich mich durch die gesamte Speisekarte gefuttert, aber mehr als drei Pies konnte ich nicht essen. Als ich diese in mir drin hatte, fühlte ich mich gesättigt und richtig gut. Das einzige, was mich nach diesem tollen Essen störte, war die Tatsache, daß ich noch gut ein Dutzend Kilometer mit dem Rad vor mir hatte ...



For the tastiest & largest variety of pies in the world, which do not produce acidity and heartburn

14 EARL ST., HOUT BAY 7800, CAPE TOWN, S. AFRICA

TELEPHONE: (021) 790-2430



Die erste Bande

Als mich Äbe zur Seite nahm, ahnte ich bereits, was auf mich zukam. Ein wichtiger Augenblick stand bevor. »Hast du Lust, in meiner Bande mitzumachen?« fragte er von oben herab. Sein Blick war naheliegend: Äbe war zwei Jahre älter als ich und einen Kopf größer. Und selbstverständlich um einiges stärker.

»J...ja«, stotterte ich. »Ja klar.« Ich stand im Garten seiner Eltern, schaute zu ihm auf, direkt in sein grinsendes, sommersprossiges Gesicht, und ich fühlte mich einfach glücklich. »Danke auch«, fügte ich hinzu und verspürte in mir bereits den ersten Stolz, zu einer so bedeutenden Bande gehören zu dürfen.

Hinten an den Buchenhekken saß Manne und grinste. Äbe war sein großer Bruder, und Manne gehörte bereits seit einer Woche zur Bande. Bei ihm überraschte das niemanden. Manne war immerhin kräftig genug, um sogar mit einem Jungen aus der zweiten Klasse fertigzuwerden. Ich hingegen galt als eher schwächlich: Zwar konnte ich als Erstklässler schon Bücher lesen, aber dafür hatte ich noch keine ernsthafte Rauferei überstanden. Daß der Drittklässler Äbe mich in seine Bande aufnehmen wollte, war deshalb so etwas wie ein Ritterschlag.

Es war der heiße Sommer 1970; an einem Freitag nachmittag. Seit einem Monat ging ich in die erste Klasse der Grundschule im Dorf, und ich langweilte mich bereits. Während die Klassenkameraden mühsam die ersten Sätze mit »Susi« und »Peter« von der Tafel ablasen, saß ich in der letzten Reihe und las Bücher. Nicht nur solche mit vielen Bildern, sondern auch schon solche, die nur wenig Bilder aufwiesen, dafür umso mehr Texte. Meist besaßen sie christliche Inhalte, weil ich sie von meinen Eltern, von der Lehrerin oder vom Prediger unserer Kirchengemeinde bekam, aber das war mir egal.

»Du kannst ja heute noch mit Manne in die Lehmgrube gehen«, sagte Äbe. »Aber morgen kommst du zum Treffpunkt.«

Ich fragte nicht nach Details, wußte auch so Bescheid. Wer zur Bande gehörte, durfte *überall* hin. Nicht nur in die Lehmgrube, wo wir Sechs- und Siebenjährigen uns trafen, wo gelegentlich auch die älteren Jungs auftauchten, sondern ebenso in den Wald, bis hin an die Grenzen der Nachbardörfer. Wie ich aus Mannes Erzählungen wußte, hatte Äbes Bande schon einige »Bandenkriege« an den Grenzen überstanden, mit Jungs aus den Nachbardörfern sogar, die zu den Kämpfen mindestens denselben weiten Fußweg zurück legen mußten.

»Alles klar«, sagte ich und nickte. »Ich komme.« Das Abenteuer lockte, und es gab keinen Grund für mich, an dieser Stelle zu zögern.

Äbe verschwand, nachdem er sich bei seinen Eltern abgemeldet hatte. Ich schaute ihm nach, als er auf sein rotes Fahrrad stieg – eines, das schon eine Stange besaß und viel größer war als meines – und die schmale Straße entlangfuhr. Er trug ein zerschlissenes kariertes Hemd, das ihm an den Ärmeln viel zu lang war, eine kurze rote Hose und Sandalen; auf dem Kopf saß eine lustige Mütze, die ihm eine Tante geschenkt hatte.

Am auffallendsten aber war die Stofftasche, die an einer Leine um den Hals hing. Was er in dieser Tasche verbarg, wußten niemand. Manne hatte einmal behauptet, Äbe verstecke Zigaretten darin, Zigaretten und Streichhölzer. Und die großen Jungs würden sich ab und zu beim Brunnen treffen, um heimlich zu rauchen. Als Mutprobe ...

Ich bewunderte Äbe, und mein größter Wunsch war, einmal ein ebenso bekannter Bandenführer zu sein wie er. Nicht nur die Schüler bis zur dritten Klasse an unserer Schule kannten ihn. Für sein Talent sprach, daß sogar Jungs aus der vierten Klasse in seiner Bande waren und sich seinen Befehlen unterordneten.

Manne schlenderte zu mir. Sein sommersprossiges Gesicht verzog sich zu einem Grinsen, das den abgesplitterten Schneidezahn oben im Mund zeigte. Er trug einen Stock in den Händen, den er aus dem Ast einer Buchenhecke geschnitzt hatte: elastisch zwar, aber sehr stabil.

»Gehen wir in die Lehmgrube?« fragte er. »Oder sollen wir in den großen Garten gehen?«

Es war seltsam: Obwohl Manne stärker war als ich

und obwohl er in Äbe einen großen Bruder hatte, überließ er mir meist die Entscheidungen.

Ich überlegte. »Nicht schon wieder in den großen Garten.« Das war durchaus spannend. Der Bauer, dem der Garten am Hang unterhalb Mannes Elternhaus gehörte, versuchte immer, uns von seinem Gelände zu jagen, und jedermals drohte er uns eine Tracht Prügel an. Das Spiel verlor aber schnell an Reiz. Man konnte dort nicht viel machen, unter anderem deshalb, weil die Zeit fehlte: Der Bauer war schnell, und er tauchte stets auf, nachdem wir gerade erst den Zaun überklettert hatten und uns vorsichtig durch sein Gelände bewegten.

»Wir gehen in die Lehmgrube«, entschied ich. »Aber nicht über den Rosenweg, sondern über Philips Wiese und die drei Häuser.«

Manne gab kurz seiner Mutter Bescheid, die gerade dabei war, im Garten irgendwelche Rosenstöcke einzustäuben, als Mittel gegen die Läuse, dann gingen wir. Lässig trug er seinen Stock in der Hand, während ich keine Waffe oder etwas ähnliches besaß. Aber ich nahm mir seit Tagen vor, mir ebenfalls einen Stock zu besorgen. Jetzt, wo ich bei Äbes Bande mitmachen durfte, war das bitter nötig: Nur dann gehörte ich richtig zu den großen Jungs.

Wir verließen den Garten zum vorderen Ausgang, zogen die Tür aus Eisenstangen und Maschendraht hinter uns zu. Auf der Straße glänzte der frische Asphalt in der Sonne; die Kreidestriche waren noch zu sehen, mit denen wir in den letzten Tagen unsere Völkerball-Felder markiert hatten. Mannes Familie kam ursprünglich aus einem Haus im Dorfkern, wo sein Großvater einen alten Bauernhof nur noch mit halber Kraft führte. Die Familie hatte sich das Haus an dieser Straße gekauft, weil hier ein sogenanntes Erschließungsgebiet begann: Die Straße besaß sogar einen Gehsteig auf jeder Seite, sie führte hinaus an den Wald zum Nachbardorf Glatten, und es hieß, daß man an der Straße sogar Industrie ansiedeln solle. Mein Vater schimpfte oft darüber, aber ich verstand natürlich nichts von diesen Gesprächen.

Manne und ich überquerten die Straße, kamen auf die Wiese, die schon den Rand des Dorfes markierte. Von hier aus konnten wir bis ins Nachbardorf und die ferne Kleinstadt blicken, hier begann für uns schon immer der Rand der Welt. Ab dieser Wiese eröffnete sich ein geheimnisvolles Gebiet, das sich schier unendlich erstreckte und Abenteuer ohne Grenzen für uns bereit hielt.

»Fang mich!« rief Manne auf einmal und rannte los. Seine Füße in den hellbraunen Sandalen bewegten sich so schnell, daß ich ihm nicht folgen konnte, aber natürlich gab ich mir größte Mühe. Hintereinander rannten wir die Wiese hinunter, zwei Sechsjährige, die sich die Welt eroberten. Rechts von uns kam in einem halben Kilometer Entfernung der Friedhof des Dorfes, während links die Bebauungsgrenze mit dem Weg kam, in dem meine Eltern, meine Schwester und ich wohnten.

Keuchend kamen wir am Schorngraben an. Der winzig kleine Bach, den alle nur Schorn nannten, begann unvermittelt am Rand der Dorfstraße, wurde immer breiter und tiefer, um bereits nach einem Kilometer eine kleine Schlucht ausgewaschen zu haben. Manne und ich hatten schon oft darüber nachgedacht, wie gefährlich es sein mußte, den Schorngraben entlang zu gehen, quer durch das abschreckende Gebüsch, hinweg zu dem Punkt, wo er im Wald verschwand – und dann noch weiter. Wir nahmen uns vor, dieses Wagnis einmal zu unternehmen, wußten aber zugleich, daß unsere Eltern so etwas nicht dulden würden.

»Irgendwann machen wir das«, hatte er einmal zu mir gesagt, als wir am Rand des Schorngrabens saßen. »Irgendwann marschieren wir durch bis nach Glatten, und dann greifen wir dort die Hütten der anderen Banden an.«

»Dazu brauchen wir aber erst eine eigene Bande«, hatte ich argumentiert, aber er hatte mich ausgelacht.

»Wir werden bald eine haben!« hatte er stolz versprochen. »Wenn wir in der zweiten oder dritten Klasse sind und wenn Äbe und seine Leute auf die Hauptschule gehen müssen.«

Über zwei Steine durchquerten wir den Schorngraben, der an dieser Stelle keinen Meter breit war. Es wäre bequemer gewesen, über den Feldweg zu gehen, der hundert Meter von uns entfernt ebenfalls über den Graben führte, aber wir nahmen stets die Steine. Das war abenteuerlicher und spannender, denn wenn die Steine feucht waren vom Regen, konnte man sogar in den Graben fallen.

Nebeneinander gingen wir am Bach entlang. Rechts von uns standen die drei

Häuser wie trutzige Festungen auf der Hügelkuppe, es waren Wohnhäuser, und in jedem von ihnen wohnten mehrere Familien. Sie gehörten nicht richtig zum Dorf, aber die Kinder aus diesen Häusern gingen auf dieselbe Schule wie wir. Wir trauten ihnen nicht, weil sie – wie unsere Eltern sagten – zugezogen waren, also keine Einheimische; teilweise sprachen sie andere Dialekte als wir.

Zwischen den drei Häusern und dem Weg, in dem ich wohnte, erstreckte sich die Lehmgrube; die große Ziegelei bildete einen Sperriegel aus Stein und Ziegeln zwischen meinem Elternhaus und der Lehmgrube. Und wenn es ein Paradies für Kinder gab, war es das: Ständig veränderte sich die Lehmgrube, weil die Arbeiter immer wieder neue Berge aus Lehm und Dreck aufschütteten, weil die kleine Bahn, die Stein und Lehm transportierte, immer noch mehr Material in die unersättliche Fabrik transportierte. Wenn es regnete, bildeten sich Seen, die schier unergründlich waren, und zwischen den Steinen und Bergen aus Dreck konnte man sich hervorragend verstecken.

Es wurde ein wunderbarer Nachmittag in der Lehmgrube. Manne und ich beobachteten Eidechsen und Kröten, die sich zwischen den Tümpeln, den kargen Büschen am Rand der Grube und dem Steilhang bewegten, in dem viele Tiere ihre Unterschlüpfe hatten. Wir schauten den Arbeitern zu, die mit ihrem kleinen Zug, an den zahlreiche Loren angehängt waren, durch die Grube fuhren, dann die Rampe zur Ziegelhütte hinauf, wo sie ihr Material ablieferten. Und wir überlegten uns zum wiederholten Mal, ob wir irgendwann einmal den Steilhang hochklettern sollten, an dessen oberem Ende sich der Waldrand abzeichnete. Die Lehmgrube war unser Paradies, und wir kannten jeden Stein und jeden Tümpel, besser wohl als jeder Arbeiter.

Als wir nach einiger Zeit aus der Lehmgrube kamen und am hinteren Gartentor zum Haus meiner Eltern standen, waren wir verschmutzt und rochen nach altem Wasser und Dreck. Und beide strahlten vor Freude ... Manne verabschiedete sich am vorderen Gartentor von mir und ging davon; den Rückweg zu seinen Eltern trat er über die Dorfstraße an. Allein machte es nur halb so viel Spaß, über die Wiesen zu rennen oder über den Bach zu hüpfen.

Und ich meldete mich bei meinen Eltern, hörte mir das Gezeter meiner Mutter an, die sich wieder darüber empörte, daß ich so schmutzig war. »Aus dir wird nie was!« rief sie und zerrte mich in den Keller. Dort stand – da wir kein Badezimmer besaßen – neben einem Boiler ein Holzzuber. Sie ließ heißes Wasser ein, warf meine Hose und mein Hemd in einen Waschkübel und schaute dann zu, wie ich mich wusch, im Holzzuber sitzend und eine Bürsche in der Hand. »Wenn dein Vater heimkommt, sollst du schließlich sauber aussehen, sonst gibt es eine Tracht Prügel«, drohte sie.

Mein Vater kam an diesem Tag spät von der Arbeit; es hatte auf einer Baustelle wieder einmal länger gedauert, als die Handwerker gedacht hatten. Er wirkte erschöpft, wie so oft, als er am Küchentisch saß. Langsam, mit mechanischen Bewegungen, schnitt er die Schwarzwurst und den Speck ab, aß langsam, und dazu trank er wortlos das Bier, das ihm meine Mutter extra fürs Abendessen ein bißchen aufgewärmt hatte. Meine Schwester und ich durften später im Kinderzimmer spielen, während unsere Eltern in der Küche sitzen blieben und mit ernster Miene über Geld und Schulden sprachen.

Nach dem gemeinsamen Nachtgebet ging es ins Bett. Ich konnte nicht gleich einschlafen, lag noch eine Weile wach und träumte von den großen Abenteuern, die auf mich warteten. Sogar im Traum kämpfte ich mich mit Äbes Bande durch die Wälder rings um unser Dorf, rang mit größeren Jungs und zeigte durch überraschende Heldentaten, daß meine Eltern doch stolz auf mich sein durften.

Ich haßte Samstage. Das war der Tag, an dem mein Vater zu Hause war, und an diesem Tag hatte er stets das Bedürfnis, mich zu irgendwelchen Arbeiten einzuteilen. »Damit aus dem Bub mal was wird«, sagte er zu den Nachbarn, wenn diese uns gemeinsam beim Schleppen irgendwelcher Gerätschaften sahen. »Sonst liest er den ganzen Tag, und das ist nicht gut für ihn.«

An diesem Samstag hielt sich das ganze in Grenzen, und das war mir recht. Mein Vater half im Dorf aus. Dort hatte die alte Emma, eine entfernte Verwandte von uns, in ihrem Bauernhaus ein technisches Problem; als Elektriker war mein Vater der Mann, den Emma – und andere Menschen im Dorf – als erstes zur Hilfe riefen. Als Bezahlung gab

es üblicherweise Speck, Schwarzbrot oder Fettwürste, alles aus eigener Herstellung. Meine Aufgaben an diesem Tag beschränkten sich darauf, die Werkzeugtasche zu packen und ins Auto zu schleppen, dazu eine Kabeltrommel sowie mehrere Verlängerungskabel.

Danach hatte ich meine Ruhe, und nach dem Mittagessen durfte ich endlich das tun, was ich machen wollte. Mein Schwester ließ ich zurück, sie war für solche Abenteuer noch zu klein. Wenn sie mal in der Schule war, änderte sich das bestimmt, aber jetzt kam sie gerade erst in den Kindergarten und hütete deshalb lieber das Haus, saß bei der Mutter, die im Garten arbeitete oder die Wäsche aufhängte.

So schnell ich konnte, ging ich zu Manne und Äbe. Ich kam rechtzeitig: Im Garten versammelte sich gerade die Bande; als ich eintraf, war es ein halbes Dutzend Jungs, jeder von ihnen mit einem Stock in der Hand. Manne, der am Rand saß, winkte mir. Ich rannte zu ihm und setzte mich auf einen Stein. Mit großen Augen musterte ich die anderen Jungs, fast alle aus der dritten Klasse; Manne und ich waren die einzigen Erstklässler.

»Wir gehen heute zur Glatt runter«, flüsterte mir Manne zu. Angespannt nickte ich. Die Glatt war der Bach, in den der Schorn floß, und sie lag bereits auf der Gemarkung der Nachbargemeinde. Wenn wir so weit gingen, wurde es auf jeden Fall spannend. Meine Mutter durfte so etwas auf gar keinen Fall erfahren – eine Tracht Prügel wäre mir auf jeden Fall sicher.

»Wir bauen heute noch keine Hütte«, kündigte Äbe an, »aber wir gucken nach einem guten Platz dafür.« Sein Ziel war schon seit langem, eine große Hütte zu bauen, eine Hütte, in der eine Bande mit zehn Leuten Platz hatte, nicht nur einen Verschlag für zwei oder drei Jungs, wie wir sie immer wieder in den Randgebieten des Waldes fanden. »Wenn wir zur Glatt gehen, kommen wir vielleicht zu dem Staudamm, den es da irgendwo gibt, und dort können wir unsere Hütte bauen.«

Ein Staudamm? Zweifelnd schaute ich Manne an. Davon hatte ich noch nie etwas gehört. Mein Freund zog die Schultern hoch; auch er schien davon nichts zu wissen. Aber wenn Äbe davon sprach, mußte es wohl so sein.

Es gab ein bißchen Gerede, bis die Bande loszog. Ich fand, daß wir einen gefährlichen Eindruck machten: ein Haufen von Jungen zwischen sechs und neun Jahren in kurzen Hosen, von denen die meisten einen Stock in den Händen hielten. Wir gingen auf dem Gehweg, Äbe an der Spitze, Manne und ich am Ende der Kolonne.

Wir hatten keine zweihundert Meter zurückgelegt, als aus der Seitenstraße, die zum Friedhof hinunterführte, ein anderer Junge auftauchte. Er trug eine lange Hose, deren Knie aufgescheuert waren; seine Füße steckten in Sandalen. Ich kannte ihn vom Sehen, sein Vater arbeitete in derselben Fabrik wie der meine; er hieß Hauser und ging bereits in die vierte Klasse. Unsere Gruppe hielt an, und Hauser kam auf uns zu. »Die Dölker-Bande wartet schon auf euch«, sagte er, ganz außer Atem. »Mich haben die vorher auch schon eingekreist, aber ich bin davongelaufen. Sie haben Markus und Michi gefangen genommen.«

»Wie viele sind es?« fragte Äbe. Ich erwartete eigentlich ein Donnerwetter, weil Hauser und die anderen ohne die gesamte Bande losgezogen waren, aber er blieb ruhig und fragte einfach nach. »Und wo sind sie?«

»Richtig viele! Bestimmt fünfzehn Mann. Und sie haben echte Waffen bei sich. Gesehen habe ich sie am Schlittenhang, und dort bin ich weggelaufen.«

»Dann gehen wir da auch hin, aber wir bleiben auf der Straße.« Hatte Äbe sich etwas in den Kopf gesetzt, blieb er bei seinem Plan, auch wenn dieser vielleicht nicht hundertprozentig klug war.

Wir anderen Kinder folgten ihm im Gänsemarsch, einer hinter dem anderen. Immer wieder schaute ich mich um, ob die feindliche Bande irgendwann angriff, vielleicht aus einem der Gärten rechts und links der Straße, vielleicht zwischen zwei Häusern hervor. Und ich hatte die Vorstellung, von fünfzehn Jungs umzingelt zu werden, jeder mindestens zwei Jahre älter und einen Kopf größer als ich. Ihre Schatten verdunkelten die Sonne, und sie bildeten eine Reihe düsterer Silhouetten, die mir schon in der Einbildung Angst einjagten.

Es ging schneller, als ich es mir vorgestellt hatte. Rechts kam das Haus des Architek-

ten, dann war auf dieser Seite das Dorf zu Ende, ging die Straße weiter hinaus ins Hügelland bis zum Wald, der irgendwann die Grenze zum Nachbardorf bildete. Links bildete das Haus des alten Malers das letzte Wohngebäude, danach erstreckte sich eine Wiese bis zur Schreinerei. Äbe führte unsere Bande auf diese Wiese hinaus, wollte von hinten an der Schreinerei vorbei, um so an den Schlittenberg zu kommen.

Wir passierten einen alten Schuppen, der am Straßenrand stand, alt und heruntergekommen, grau von der vergangenen Zeit. Dort wartete die andere Bande auf uns, auf einmal waren sie da. Zwei oder drei Jungs stürzten sich auf Äbe und warfen ihn zu Boden, dann riß ihm einer die Tasche weg, die er immer mit sich trug. Die anderen Jungs bedrohten uns mit Stöcken, Latten oder gar einem Messer.

Eingeschüchtert wie ich war, wagte ich nicht, auch nur einen Ton zu sagen. Ich kannte die meisten der Jungs vom Sehen. Sie gingen in die dritte und vierte Klasse, einige von ihnen kannte ich als große Brüder von Klassenkameraden, und einer von der Bande war Frankie aus der Nachbarschaft, der mich ohnehin schon immer gerne verprügelt hatte. Ich verspürte schreckliche Angst, die sich noch steigerte, als ich sah, was der Anführer der Bande an seinem Gürtel trug: ein Schwert, offensichtlich selbst hergestellt, aus Aluminium oder einem anderen stark glänzenden Metall.

Die anderen befahlen uns, auf den Boden zu sitzen. Sie ließen Äbe los, er mußte aber liegen bleiben und zusehen, wie sie seine Tasche fledderten. Tatsächlich waren zwei, drei Zigaretten darin, eine Packung mit Streichhölzern, einige Nägel und allerlei anderer Kram, mit dem wohl nur Äbe etwas anfangen konnte. Die Dölker-Bande zerstreute den Inhalt der Tasche auf der Wiese; wer etwas davon wollte, steckte es ein. Ich sah, daß sich Frankie die Zigaretten unter den Nagel riß. Jeder von uns, der einen Stock besaß, mußte diesen abgeben, dann wurde er unter lautem Gelächter zerbrochen.

»Ihr seid also die Äbe-Bande!« spottete der Anführer. »Ihr wollt eine Bande sein? Ihr seid doch nur ein Haufen von Kindern. Das hier ist eine echte Bande!« Er wies auf seine Leute.

Ob es fünfzehn Jungen waren, wie Hauser behauptet hatte, zählte ich lieber nicht nach, aber sie waren viel mehr als wir, zudem älter und stärker als wir. Und dann stellte ich fest, daß Hauser ganz selbstverständlich bei der Dölker-Bande stand. Ihm war nichts geschehen, und seine zwei Freunde, die angeblich gefangen genommen worden waren, sah ich nirgends. Der Mistkerl hatte uns in eine Falle gelockt, er gehörte wahrscheinlich schon zur anderen Bande.

Die Mitglieder der anderen Bande hatten keine rechte Vorstellung davon, was sie mit uns machen sollten. Der Anführer, wohl der stärkste von allen, schrie viel herum und gab Befehle, an die sich aber keiner richtig hielt. Ich stellte fest, daß die andere Bande zwar größer war, ich aber trotzdem Äbe bevorzugen würde: Der kam nicht auf Ideen, andere Banden zu überfallen, der wollte eigentlich immer nur Hütten im Wald bauen und auf Erkundungen ausgehen.

Für Erwachsene waren Kinderbanden in jenen Tagen anscheinend etwas völlig selbstverständliches. So störte es niemanden in den nahe gelegenen Häusern, in der Schreinerei oder in dem Bauunternehmen am Dorfrand, wo auch samstags gearbeitet wurde, daß auf einmal mehr als zwanzig Kinder über die Straße zogen. Kein Arbeiter schaute mißtrauisch von seiner Arbeit auf, kein Anwohner rief die Polizei.

Wir marschierten an den Firmen vorbei, wir Gefangenen inmitten der feindlichen Gruppe, und es war kein Fluchtversuch möglich. Die anderen mußten keine finsteren Drohungen ausstoßen; ich wußte auch so, daß mir eine fürchterliche Tracht Prügel drohte, wenn ich nicht tat, was sie befahlen. Die bitterbösen Blicke, die mir Frankie zuwarf, sagten mehr als alle Worte. Äbe bekam gelegentlich einen Tritt, wenn er freche Sprüche von sich gab, aber Manne, mich und die anderen ließ man in Ruhe.

Hinter dem Bauunternehmen gabelte sich der Weg. Links ging es den Berg hinunter zum Boscheloch, wie die Müllkippe des Dorfes genannt wurde; rechts ging es weiter nach Glatten. An dieser Weggabelung hatte einer aus der Gruppe die rettende Idee. Ich wußte seinen Namen nicht, aber er war der große Bruder meines Klassenkameraden Bertel. »Ich hab' den Schlüssel von unserem Schuppen dabei«, sagte er und wies auf eine Bretterbude, die sich auf dem Hügel rechts von uns erhob. »Da können wir sie einsper-

ren, und dann können wir immer noch überlegen, was wir mit ihnen machen.«

Die Zustimmung war groß, und so führte uns die Dölker-Bande zu dem alten Schuppen. Solche Gebäude standen überall auf den Wiesen und Feldern rings um das Dorf. Die Bauern bewahrten teilweise Werkzeug darin auf oder stellten Gerätschaften unter, wenn sie die Feldarbeit bei schlechtem Wetter oder hereinbrechender Dämmerung unterbrechen mußten. Jeder Bauer bewirtschaftete Feldstücke und Ackerland an den verschiedensten Stellen, niemand besaß ein großes, zusammenhängendes Stück Land.

Der Schuppen war ein düsteres schmales Gebäude, nicht länger als drei, nicht breiter als eineinhalb und nicht höher als zwei Meter. Seine Wände bestanden aus primitiven Brettern, die man auf die Stützbalken genagelt hatte, der Boden war gestampfte Erde und eine Schicht Stroh, und als Dach besaß er Ziegel. Als Unterschlupf war er brauchbar, was auch die an einer Wand verschraubte Bank bewies, aber als Gefängnis empfand ich ihn als schrecklich. Hinter uns drehte sich der Schlüssel im Loch, und dann saßen wir in unserem Gefängnis fest.

Durch Ritzen zwischen den Brettern fiel Licht ins Innere des Schuppens, so daß wir genug sehen konnten. Angespannte Kindergesichter richteten sich auf Äbe, der auch nicht weiter wußte und mit einem Ausdruck des Bedauerns die Schultern anhob.

Die Mitglieder der Dölker-Bande machten sich einen Spaß daraus, mit ihren Stöcken von außen gegen die Wände zu klopfen und Spottlieder auf uns anzustimmen. Einer schob sein Messer durch eine der Ritzen zwischen zwei Brettern.

Ich war von der Situation völlig überfordert. Das war schlimmer als im Keller des Elternhauses, wo ich – wenn ich allein die Treppen hinunterstieg, um etwas zu essen oder zu trinken zu holen – immer Angst von dem Rascheln in den offenen Fundamenten hatte, weil ich befürchtete, die Ratten kämen, um mich anzugreifen. Und es war auch schlimmer als der Keller im Kindergarten, in den ich nicht nur einmal gesperrt worden war, weil andere Erziehungsversuche der Kindergärtnerinnen nicht gefruchtet hatten.

Spätestens als einer von der Bande drohte, »Vor morgen früh kommt ihr da nicht mehr raus«, war es um mich geschehen. Ich stellte mir vor, wie meine Eltern nach mir suchten, welche Ängste meine Mutter ausstehen mußte und wie böse mein Vater wohl sein würde, wenn er von der Arbeit bei der Tante zurückkam und mich nicht vorfand. Mir grauselte vor einer Nacht im Stroh, zwischen alten Holzwänden und dem Rascheln von Tieren, die im Schmutz auf dem Boden herumwuselten, und ich begann zu weinen.

Zuerst versuchte ich es noch zurückzuhalten, aber dann ging es nicht mehr; es floß nur so aus mir heraus. Ich schniefte leise, zog den Rotz durch die Nase hoch und machte dadurch alles noch schlimmer, saß auf der Bank wie ein Häuflein Elend und heulte in mich hinein.

»Da drin plärrt doch einer«, hörte ich von außen.

»Das muß der Klaus sein«, sagte eine andere Stimme, in der ich Frankie erkannte. »Der kleine von Fricks, der heult immer gleich.«

»Das ist doch noch ein Erstklässler«, sagte wieder jemand anders. »Den müssen wir aber rauslassen.«

Sie öffneten tatsächlich die Tür und ließen mich frei. Ich hatte keine Ahnung, wie lange ich wirklich in dem Gefängnis gesteckt hatte, aber für meine Empfindungen war es lange genug gewesen. Verwirrt blinzelte ich ins helle Sonnenlicht, sah die großen Jungs, die mit ihren Waffen in der Hand um mich herum standen, kam nicht einmal auf die Idee, mich zu bedanken, und lief los, so schnell ich konnte.

Heulend ging ich über die Wiesen und den kleinen Feldweg, bis ich wieder an der Straße war. Erst an der Mauer, die das Gelände des Bauunternehmens von der Straße trennte, hielt ich an und blickte zurück. Fast einen Kilometer von mir entfernt – so kam es mir zumindest vor – erhob sich der Schuppen auf dem Hügel, das Gefängnis, in dem jetzt noch die anderen aus der Äbe-Bande saßen. Die Dölker-Bande lungerte um den Schuppen herum, ihre Angehörigen wirkten aber gelangweilt.

Ich kam mir vor wie ein Feigling. Während meine Freunde – vor allem Manne! – im Gefängnis saßen, war ich frei, und das nur deshalb, weil ich geweint hatte. Es kam mir ungerecht vor, und ich überlegte, was ich

tun sollte. Auf die Idee, die Polizei zu rufen oder einen der Bauarbeiter oder Schreiner anzusprechen, kam ich nicht. Ich nahm mir vor, zu meiner Mutter zu gehen und diese zu informieren. Sie wußte bestimmt, was man tun mußte, um meine Freunde zu befreien.

Durch meinen Kopf spukten die wildesten Ideen. Ich stellte mir vor, wie es wäre, wenn ich ganz besonders stark wäre, viel stärker als Äbe. Dann wäre das alles anders verlaufen. Ich hätte den gemeinen Anführer der Dölker-Bande niedergeschlagen, ich hätte Äbe befreit, und ich hätte vor allem Frankie mit einem Stock verprügelt. Und wenn sie uns in das Gefängnis gesteckt hätten, wäre ich stark genug gewesen, die Tür mit einem wilden Schlag meiner mächtigen Fäuste aufzustoßen. Ich berauschte mich geradezu an diesen Ideen und Vorstellungen. Wenn ich nur so stark sein könnte, wie ich es in meinen Gedanken immer wieder war, kein dünner Junge, den die Nachbarin als »unterernährt« bezeichnete, wenn sie meine Mutter ärgern wollte.

Noch während ich auf der Mauer saß und zu dem Schuppen hinüberblickte, ließ die Dölker-Bande meine Freunde frei. Äbe und seine Begleiter strömten aus dem Gefängnis und machten sich auf den Weg zu mir, während die Dölker-Bande zurück blieb, sich anscheinend beriet und dann in Richtung Wald abzog.

Meine Tränen waren längst versiegt, also wartete ich auf die anderen. Stumm kam Äbes Bande die Straße zu mir hermarschiert. Niemand sprach, es richtete auch keiner ein Wort des Tadels an mich. Sie gingen still an mir vorüber, und ich sprang von der Mauer, lief zu Manne und reihte mich neben ihn in die Gruppe ein. Als heldenmütige Krieger waren wir ausgezogen, als geschlagenes Häuflein kamen wir zurück.

Mein erster Ausflug mit Äbes Bande war nicht gerade ein berauschendes Erlebnis gewesen, und jeder wußte das. Vor allem Äbe, denn jeder würde übers Wochenende erfahren, wie er und seine Bande gefangen genommen und eingesperrt worden waren. Und daß nun jeder wußte, was sich in seiner geheimnisvollen Tasche befunden hatte. Spätestens am Montag in der Schule hatten es dann alle gehört, sogar die Jungs aus der achten Klasse, die ältesten bei uns. Für seinen Ruf war das nichts.

Der Rest des Samstags war grausig. Wir spielten nicht mehr, weder in Garten von Äbes Eltern noch bei mir zu Hause oder in der Lehmgrube. Ich verabschiedete mich von Manne, der den Verlust seines Stockes bedauerte, die zerbrochenen Reste aber nicht aufsammeln wollte. Zu Hause wunderte sich meine Mutter darüber, daß ich so früh heimkam, daß ich nicht schmutzig war und bereitwillig im Haushalt half. Und als mich meine Eltern ins Bett schickten, kamen von mir erstmals seit Wochen keine Widerworte.

Der Sonntag verlief nach dem üblichen Muster. Mutter richtete das Frühstück, dann weckte sie uns Kinder. Nach dem Essen mußten wir uns für die Kirche schön anziehen, und nach dem gemeinsamen Gebet, das wir kniend vor dem Wohnzimmersofa absolvierten, gingen wir gemeinsam ins Dorf zum Gottesdienst. Mein Vater ging hinterher zum Stammtisch in die »Linde«, während meine Mutter mit meiner Schwester nach Hause ging, um das Mittagessen zu kochen. Ich mußte mit den älteren Kindern im Kindergottesdienst bleiben. Dieser kam bei der kleinen christlichen Gemeinschaft, der wir angehörten, stets im Anschluß an den eigentlichen Gottesdienst, so daß ich als Kind jeden Sonntag in den Genuß von zwei Predigten mit einer tüchtigen Dosis christlicher Informationsvermittlung kam.

Erst gegen halb zwölf Uhr trat ich den Heimweg an. Es war jetzt ein ganz anderes Gefühl für mich, durch das Dorf zu gehen. Manche der Häuser, an denen ich vorbeikam, hatten jetzt Namen – die Namen von Bandenmitgliedern, die mich und meine Freunde in dem alten Schuppen eingesperrt hatten. Mein Leben war nach diesem Wochenende viel gefährlicher geworden, denn jetzt hatte ich Feinde, und das aus dem ganz einfachen Grund, weil ich zur falschen Bande gehörte.

Karle, ein Drittklässler, der ebenfalls zur Dölker-Bande gehörte, saß vor dem Haus seiner Eltern auf der grün angestrichenen Holzbank, als ich vorbeikam. Neben ihm hing der Automat an der Wand: In diesen steckte man ein Zehnpfennigstück, dann drehte man an einem Knopf, und nach dieser Aktion hatte man einen runden Kaugummi in der Hand. Ich wußte nicht, wie oft ich das schon getan hatte, aber

jetzt saß Karle daneben, und Karle gehörte zur feindlichen Bande.

Er tat mir aber nichts, sondern blieb ruhig sitzen, während ich näher trat. »Hast dir gestern ja ganz schön in die Hosen geschissen«, höhnte er. »Aber deswegen haben wir dich ja auch laufen gelassen. Weil du nur ein Erstklässler bist. Wärst du älter, würdest du jetzt noch im Schuppen sitzen, und die anderen genauso.«

Ich antwortete nicht, es gab auch keinen Grund. Ich sah zu, daß ich nach Hause gab, wo es an diesem Tag sicher wieder Braten mit Spätzle, Soße und Salat gab – wie an jedem Sonntag, an den ich mich zurückerinnern konnte.

Das Wochenende war kein schönes gewesen, aber ich wußte jetzt mehr über die Welt der älteren Kinder. Ich ging nicht mehr in den Kindergarten, ich mußte jetzt täglich in die Schule, und seit dem Sommer galten andere Regeln. Bald würde ich selbst zu den großen Jungs gehören, bald würde ich selbst ein wichtiger, kampferprobter Junge sein, so stark wie Äbe, aber nicht so hilflos, wenn mich eine andere Bande angriff. Ich nahm mir vor, so schnell wie möglich eine eigene Bande zu haben, eine richtig große Bande, eine, vor der sich die anderen fürchteten. Und dann würde ich versuchen, die anderen Banden auszuschalten. Nie wieder wollte ich Angehöriger einer kleinen Bande sein, nie wieder wollte ich das Gefühl verspüren, in einem Schuppen auf einem Hügel eingesperrt zu sein und vor Angst weinen zu müssen.

Ende

Zweimal Freibeuter Records

Zwei CDs gab es vom kleinen, aber sympathischen Label *Freibeuter Records*, das seine Basis in Landau in der Pfalz hat, von Karlsruhe schätzungsweise vierzig Kilometer entfernt. Beide Bands hängen mit dem Labelmacher selbst zusammen, und ich habe sie fürs OX besprochen. Hier im ENPUNKT gibt es aber auch noch einige Sätze dazu zu sagen ...

Von **Überdosis Grau** hielt ich nicht so bombastisch viel. Die Band hatte ich vor vielen Jahren im »Crazy Kong« in Karlsruhe gesehen, wo die drei Musiker mit ihren Klampfen recht steif auf der Bühne standen und erst gegen Ende wach wurden, als sie Stücke von **Slime** nachspielen konnten. Das war alles in allem nichts schlimmes, aber eben auch kein Konzert, an das man tolle Erinnerungen knüpfte.

Mit »naexter schritt« gibt es jetzt die erste CD der Band, nach einer EP, die vor mehreren Jahren erschien und »Schritt ins Nichts« betitelt war: teilweise sehr nachdenkliche Texte und Töne, manchmal schon schwer in die Emo-Richtung gehend, teilweise arg poppig, aber immer interessant. Mehr als der übliche »uffta-uffta«-Sound, mit dem viele Deutschpunk-Bands langweilen, und von daher nicht für die »Schneller lauter härter«-Fraktion geeignet. Mir hat's gefallen, und ich bin gespannt darauf, wie sich die dreiköpfige Kapelle weiter entwickeln wird.

Bei **Stressfaktor** geht es mir ähnlich: Die Band, deren Mitglieder ich seit Jahr und Tag zumindest teilweise kenne, hat mir früher nicht gefallen; das war halt diese Art von Deutschpunk, die sehr authentisch und echt ist, bei der ich halt auf Durchzug schalte, weil ich das in den letzten zwanzig zu oft gehört habe. Beim letzten Auftritt der Band fiel mir aber schon auf, wie sehr sie sich verändert hat – und das läßt sich jetzt bei der ersten CD nachvollziehen.

Die Platte heißt schlicht »Stressfaktor«, und sie enthält ruppigen Hardcore-Punk mit deutschen Texten. Wären die Texte englischsprachig und käme die Band aus den Vereinigten Staaten, würde man sie wohl in den einschlägigen Fanzines abfeiern – so wird sie aufgrund ihrer Texte weiterhin im Deutschpunk-Umfeld angesiedelt sein. Was so schlimm ja nicht ist ... Mittlerweile hat die Band an Eigenständigkeit gewonnen; die Texte sind nach wie vor direkt, und die Musik knallt gut nach vorne. Das hat was, und das macht Spaß – es wird Zeit, daß die Band auch außerhalb der Südpfalz wahrgenommen wird!

Wer noch mehr über das Label wissen will: **www.freibeuter-records.de**.

Playlist Februar 2005

1. STEROIDS: Sous Products
2. DAISY CHAIN: dto
3. TOCOTRONIC: Pure Vernunft darf niemals siegen
4. BLACK FRIDAY 29: the escape
5. JUST WENT BLACK: balancing reasons ...

Bissige Satire

Man muß die Berliner »tageszeitung« nicht unbedingt mögen. Manchmal geht mir das linksalternative Getue, das sich nicht mehr von bürgerlicher Scheiße zu unterscheiden droht, echt zu weit. Aber unterhaltsam ist die Zeitung immer wieder, weshalb ich sie auch abonniert habe: nicht unbedingt wegen der politischen Berichterstattung, sondern unter anderem wegen der Satire und der Ironie, die einem immer wieder auf den einschlägigen Seiten vermittelt wird.

Stadt der roten Ampeln

Pfiffige Pforzheimer zwingen Autofahrer zum Bremsen

PFORZHEIM taz ■ Als erste Kommune weltweit hat die Stadt Pforzheim auf allen ihren Straßen flächendeckend die „rote Welle" eingeführt. Sämtliche Ampeln der 120.000-Einwohner-Stadt am Rande des Nordschwarzwalds sind so eingestellt, dass sie immer genau dann auf Rot umschalten, wenn ein Auto naht. „Auf diese Art und Weise wollen wir den Autofahrer auf die zahlreichen Schönheiten unserer Stadt aufmerksam machen", sagte ein Sprecher der Verkehrsbehörde. „Wenn die Menschen an der roten Ampel stehen, haben sie viel mehr Zeit, sich unsere schönen Nachkriegsbauten aus den 50er- und 60er-Jahren anzuschauen." Um Autofahrer und Touristen noch länger im Ort festzuhalten, plant der Stadtrat jetzt eine Verlängerung der Rotphase von derzeit 60 Sekunden auf bis zu 7 Minuten. „Dann haben die Leute Zeit, schöne Fotos zu machen."

Die Satire über Pforzheim trifft einfach. Wer Pforzheim nicht kennt, hat nicht viel verpaßt. Die Bewohner können nichts dafür, daß sie in einer der häßlichsten Städte Deutschlands wohnen. Die Innenstadt wurde im Zweiten Weltkrieg komplett zerstört, danach zog man grausig aussehende Betonklötze hoch, die seitdem das Stadtbild prägen. Dazwischen bewegt man sich auf ampelbewehrten vierspurigen Straßen vorwärts.

Nein, schön ist das nicht. Und schöner wird die Stadt auch nicht durch die Trabantensiedlungen auf den umliegenden Höhen, die entweder stocklangweilig-bürgerlich sind oder eben zu Russen-Ghettos mutierten.

Das einzige, was in den 80er und 90er Jahren in Pforzheim cool war, war das Autonome Zentrum, der »Schlauch«, in dem ich im Lauf der Jahre manche Party und manches Konzert mitbekommen habe. Das war toll, das war manchmal spannend, das war fast immer klasse. Schade, daß der Laden zu hat. Aber gut, daß sich die Pforzheimer zu der Aktion mit den roten Ampeln entschieden haben ...

Lakonische Szenen, gemeine Taten

Bis vor einem Jahr war mir der Autor Charles Willeford nicht einmal vom Namen her bekannt. Ich kaufte damals von einem Krabbeltisch für einen Euro das Taschenbuch »Miami Love«, das ich gleich zweimal las, weil ich es so knallhart und gut fand, und verschenkte es leider in Südafrika an einen deutschen Reisenden. Jetzt habe ich »Miami Blues« gelesen, ein weiterer Roman des 1988 verstorbenen Schriftstellers, der – wie der Name schon sagt – ebenfalls in der Hauptstadt von Florida spielt.

Das Miami in diesem Roman hat wenig zu tun mit der Glitzerwelt, als welche die Stadt immer wieder in den Medien präsentiert wird, und auch wenig mit jenen Seiten der Metropole, die ich zu Gesicht bekam, als ich im Winter 1994/95 zehn Tage in der Stadt herumhing. Der Roman spielt 1982, zu einer Zeit also, in der die Stadt von einer Lawine neuer Gewaltverbrechen überrollt wurde, die ihr Gesicht dauerhaft veränderte.

Drei Helden besonderer Art bestimmen das Geschehen in diesem Buch. Der eine ist Hoke Moseley, ein zäher Sergeant vom Miami Police Department, desillusioniert, pleite und streng genommen ein hilfloser Alkoholiker. Der andere ist Frederik J. Frenger jr., ein Krimineller aus Kalifornien, der eiskalt und mit gnadenloser Brutalität seine Taten verfolgt, ohne sich um die Folgen für seine Opfer auch nur eine Sekunde lang zu kümmern. Und dann gibt es noch Susan Waggoner, eine dünne Studentin, nicht gerade intelligent, nicht gerade übermäßig hübsch, die versucht, als Prostituierte und als Helferin eines Gangsters durchzukommen.

Diese drei Personen bindet der Autor in seinem Roman in ein Geschehen ein, in einen Strudel aus Verbrechen, Gewalt, verzweifelten Gefühlen und trockenen Dialogen, aus dem es nur einen Ausweg geben kann: den Tod von mindestens einem der Beteiligten. Dabei bedient sich Charles Willeford eines schnörkellosen Stils, bei dem auch die fiesesten Taten nüchtern und kühl erzählt werden, bleibt stets auf Augenhöhe zu seinen Figuren und schreibt immer so, daß ein möglichst umfassendes Bild vom Miami dieser Tage entsteht.

Der beeindruckende Roman ist im kleinen aber feinen Alexander Verlag Berlin in einer neuen Übersetzung erschienen, zudem in einem exklusiven Format, kleiner als ein typisches Taschenbuch und mit einer Art Schutzumschlag versehen. Ich bin sicher, daß es nicht der letzte Willeford-Roman ist, den ich bei diesem Verlag kaufen werde ...

Leserpost / Leserbriefe

Günther Freunek, Osnabrück:

Danke für die Sendung mit der Zielgruppen-Ausrichtung »Hobby-Fachmann für Völkerkunde«. Auch nicht ohne.

345 -> eine Hammerzahl. Ein gewisser Herr Adams kam mit »42« fürs Universum aus. Im realen Leben allerdings kann ich mir nicht vorstellen, dass man mit 345 Euro über die Runden kommt. Insofern ist es kein Wunder, dass es gärt.

Lese ich das Vorwort zu Ende, dann bleibt als Eindruck: Resignation und ein »mich trifft's ja nicht«. Aber so richtig wohl ist Dir dabei wohl nicht – oder?

Ansonsten war die Enpunkt-Lektüre teils zum Schmunzeln, teils zum »Nachdenklich«-werden und ein »sieh an – es hat ihn auch erwischt«. Ich beziehe mich auf den Überfall. Zwar nicht das Gleiche, aber die gleichen Empfindungen hatte ich, als in den 90ern, während der CeBIT, der Firmenwagen geklaut wurde. Alle Messeunterlagen weg, ebenso das im Auto verladene technische Equipment und privater Kram im Aktenkoffer. Ein richtiges Scheißgefühl, noch gesteigert um den Eindruck, bei Behörden wie ein Bittsteller aufzulaufen.

Alles in allem: Man wird älter -> aber zum Glück bleiben einem bestimmte Standpunkte bzw. Grundüberzeugungen erhalten.

Kai Meyer, Düren:

Natürlich danke für ENPUNKT. Es war so ein wunderbar nostalgisches Gefühl, mal wieder ein echtes Fanzine auf Papier und in Din-A-5 in der Hand zu halten. Die alten Reflexe sind auch noch da: Erstmal prüfen, ob der Rand auch sauber beschnitten ist – ich mußte selbst grinsen, als ich mich dabei ertappt habe. Irgendwie ist das bei mir aus den Zeiten der oft eher lausig gemachten EDMC-Fanzines hängengeblieben.

Kami, Dortmund:

Der aktuelle ENPUNKT ist wieder mal »prall«. So viel zu lesen, zu erfahren und zu staunen ... Heftig gestaunt habe ich zu erfahren, dass auch für Schwarzafrikaner Penis-Verlängerungen angeboten werden ...

(Ein Beweis aufgrund der Angebot/Nachfrage-Abhängigkeit, dass doch nicht alle Schwarzafrikaner so »gut bestückt« sein können, wie – ich geb es zu – ich mir es hab erzählen lassen. »Once you go black, you'll never go back« ... manchmal ist MANN doch wirklich ein bisschen doof ;o)) Hmm, wenn ich jetzt für dieses Thema zuuuu viel Interesse zeige, läßt das doch hoffentlich nicht etwa Rückschlüsse zu ???? ;o)

Gut, nur zu lesen + nicht selbst zu erfahren, wie es ist, von einer Gang mit Messern ausgeraubt zu werden und anschließend nur auf desinteressierte »Ordnungshüter« zu stoßen ... (Ob einem ähnliches auch in Deutschland passieren kann, wenn man als Punk rumläuft? Hmmm?)

Ganz besonders viel Spaß hat mir der folgende Satz auf der letzten Seite, 2. Absatz, 3. S. bereitet: »An Details kann ich mich erinnern, weil ich reichlich angesoffen war, ...« Hihi! - Jetzt kommt's raus: Immer



unter Strom, dann klapppt's auch ;o)))

((Jajaja, ich bin ein gutes Opfer für solche Späße. Ich weiß, ich weiß. Aber wer viel schreibt, der viel fehlt. Oder so.))-

TBC, Aachen:

hallo rassist!

was soll das?

seite 29, intro, südafrikareise: »der minibis (...) war voll bis auf den letzten platz, und ich war der einzige weise (sic!). es kotete (sicsicsic!)...«

wir wissen, wer du wirklich bist!

kein gruß, antifa-kommando rechthabreform (in gedenken an das unbekannte korrekturprogramm 3.1.6).

hihihi, tbc!

-((Jajaja, mache Er sich nur lustig über meine Manie, meine Texte immer sofort in die Maschine zu hämmern und sie vor allem hinterher nicht mehr korrekturzulesen. Pffff. Und ich dachte immer, ***das*** *sei Punkrock ...))-*

Toxo, Dortmund:

ENPUNKT war super!! Deine Afrika-Reisestories sind immer sehr interessant und vielseitig zu lesen. Das mit dem Überfall ist glaub ich ein echt einschneidendes und auch prägendes Erlebnis. *–(Ja, ich fühlte mich da wirklich superscheiße.))-*

Super fand ich auch den Artikel, in dem es darum ging, dass ein Punk das Heft zu links fand.. Mir geht P.C.-Gehabe auch auffen sack. Aber das z.B. **Pöbel & Gesocks** 100 % positiv abgefeiert werden kann ich auch nicht verstehen. Denn W. W. steht zwar zu seiner Meinung und vertritt sie überall ehrlich, das stimmt.

Aber er hat ja selber zugegeben, 'ne Zeitlang mit sehr komischen Leuten (z.B. Dim Rec Typen) abgehangen zu haben. Das scheint zwar Geschichte zu sein. und dann verzeih ich dem Mann auch (wenns ehrlich ist!!), aber es kommt mir ein wenig so vor, als ob du die ganze (vielleicht etwas hochgejubelte) Geschichte völlig ignorierst.



–((Ich sehe ein, daß ich meinen Standpunkt offensichtlich nie richtig klargestellt habe. Das wäre wohl mal Thema für einen längeren Artikel. Tatsache ist, daß ich irgendwie diese »unpolitisch«-Scheiße mit herbeigeschrieben habe ... damals Ende der 80er Jahre oder so, als eine Reihe von Leuten, darunter ich, für das ***Scumfuck****-Fanzine viel von »united« und so geschrieben haben. Was ich daran immer noch statthaft finde, ist die Tatsache, daß der Wert oder Unwert einer Freundschaft oder Bekanntschaft sich nicht danach bemessen kann, welche politische Einstellung ein Mensch hat.*

Mit Nazis will ich keine Freundschaft pflegen und auch nicht mit ihnen »unpolitisch« einen saufen. Ich finde die entstandene Grauzone zwischen unpolitisch, rechtsoffen, patriotisch und rechtsradikal selbst völlig beschissen, kann aber – PC-Fraktion aufpassen! – durchaus nachvollziehen, daß jemand auch dann mit seinen Freunden nicht bricht, wenn sie ins Nazi-Lager abwandern. Letztlich muß ich das immer am Einzelbeispiel betrachten und möglicherweise bewerten.))-

Coole Ten-Inches

BOMBSHELL ROCKS: Love For The Microphone

Die vier Schweden machen irgendwie alles richtig: Sechsmal gibt es auf dieser Ten-Inch unglaublich dynamischen Punkrock mit sauguten Texten. Da poge ich glatt noch mal durchs Schlafzimmer. *(CombatRock Industry)*

RADIOACTIVE TOYS: dto

Rüpeliger Hardcore in bester Sheer-Terror-Tradition: Der Sänger brüllt, die Instrumente bollern, das ganze ist herrlich stumpf und mit einem Augenzwinkern serviert. Das knallt ziemlich! *(Max Fuchs, Mathias-Schleiden-Str. 8, 50735 Köln)*

Playlist Dezember 2004

1. I WALK THE LINE: Badlands
2. WHERE EAGLES DARE: To Come From Nowhere
3. CHAOZE ONE: Koppstoff
4. PASCOW: Geschichten, die einer schrieb
5. BETWEEN THE LINES: Wake Up Call

Zwei Stunden pausieren

»Lassen Sie mich da vorne aussteigen«, sagte ich zu dem Fahrer und beugte mich nach vorne. »Da, bei dem Schild.«

»Sind Sie sicher?« Der Fahrer des Minibusses wandte den Kopf.

Ich nickte. »Ja, ich wohne im Mogotel.« Einige Passagiere grinsten, als ich das sagte; offensichtlich konnten sie den Begriff sofort zuordnen.

Der Fahrer zog seinen Minibus von der Teerstraße herunter und bremste ihn auf dem staubigen Seitenstreifen ab, wo sonst die Fußgänger unterwegs waren oder die Busse anhielten. In einer Staubwolke blieb der Bus stehen, direkt hinter dem Schild.

Ich drückte dem Jungen an der Seitentür 1,25 Pula in die Finger, der Preis für die Fahrt aus der Hauptstadt nach Mogoditshane; quetschte mich an den Mitreisenden vorbei und stieg aus. Grinsend steckte er das Geld ein, winkte mir zu und zog die Tür des Busses zu, während der Fahrer bereits wieder Gas gab.

Es herrschte starker Verkehr an der Überlandstraße zwischen Gaborone und Molepolole; nahezu ununterbrochen rollten Fahrzeuge an mir vorüber, darunter viele Minibusse, die um diese Zeit – am späten Nachmittag – die Menschen aus der Stadt zurück in ihre Wohnorte brachte. Wäre ich noch einige hundert Meter im Minibus geblieben, hätte ich das Zentrum von Mogoditshane erreicht, ein völlig aus den Fugen geratenes und durch riesige Wohngegebiete sehr unübersichtlich gewordenes Dorf; so aber blieb ich am Rand, in direkter Nähe zu einer Kirche, einem Telefonladen an der Ecke und einem kleinen Supermarkt mit angeschlossenem Imbiss.

Ich ging den staubigen Weg entlang, der von der Straße aus zum Hotel führte. Der böige Wind, der in Botswana um diese Zeit stets stärker wurde, ließ den Sand in roten Kreisen und Spiralen auf dem Weg tanzen, zeitweise bis zu einem Meter hoch. Rechts erstreckte sich das eingezäunte Gelände, das zu einem Handwerksbetrieb gehörte, links zogen sich Dornengestrüpp, trockenes Gras und einige verkümmerte Bäume auf trockenem Boden bis hin zu einer Industrieanlage. Einige Jungs lagen im Staub und sahen gelangweilt ihren Ziegen und Kühen zu, die sie zu beaufsichtigen hatten. Und ein Fahrlehrer wartete neben seinem »Auto Ecole»-Schild auf Kunden.

Nach der Biegung führte der Wegdirekt auf das »Mogotel« zu: ein flacher Gebäudekomplex aus roten Steinen, davor ein großer Parkplatz, umzäunkt mit rostigem Maschendraht. Eine Wolke aus rotem Staub und Dreck, vermengt mit zerfleddertem Laub und kleinen Zweigen, trieb mich buchstäblich durch das Tor, das wie immer offenstand. Ein Mitsubishi stand im Hof, mit herungefahrenen, halb leeren Reifen, als habe man ihn für die Ewigkeit festgetackert, und vor dem Münztelefon auf der rechten Seite des Gebäudes saß eine Frau in weißem Kleid auf einem Stuhl und döste vor sich hin.

Ich ging durch den Raum, der die Rezeption bildete, ein düsteres Quadrat mit heruntergelassenen Rolläden, in das Licht nur durch die geöffneten Türen fiel. Hinter der Glasscheibe, welche die eigentliche Rezeption bildete, saß eine der jungen Frauen, die hier nach einem Schema Dienst taten, dessen Logik sich mir bislang nicht erschlossen hatte. Ich bat sie um den Schlüssel für »Room 15«.

Während sie einen Kunststoffbehälter durchforstete, der auf dem Tisch vor ihr stand, um den richtigen unter einem zwei Dutzend verschiedener Schlüssel herauszufischen, trat ein Mann hinter mich. Ich hatte ihn nicht kommen sehen und wandte mich überrascht um; grüßte freundlich. Er beachtete mich nicht einmal, sondern wartete offensichtlich angespannt darauf, bis ich fertig war. Er trug einen braunen Anzug, dazu

eine braune Krawatte, die er allerdings fast bis aufs Brustbein heruntergezogen hatte; sein weißes Hemd stand unter dem Jackett weit offen und entblößte Büschel krauser schwarzer Haare.

Die junge Rezeptionistin gab mir einen Schlüssel. Ich schaute kurz auf die Nummer, es war der richtige, bedankte mich und wechselte einen Schritt zur Seite. Der Mann hinter mir trat sofort einen Schritt nach vorne, stützte seine Ellbogen auf die braune, auf Hochglanz polierte Theke aus irgendeinem Tropenholz. »Two Hours Resting«, sagte er nüchtern, legte die 55 Pula hin, die laut Aushang für einen Aufenthalt von zwei Stunden zu bezahlen waren. Während ich gemütlich die Rezeption verließ, sah ich, wie die Frau ihm ein Handtuch, eine frische Rolle Klopapier, noch original verpackt, und den Schlüssel für Zimmer 14 gab.

Ich trat in den Innenhof der Bar, wurde – nach der düsteren Rezeption – vom grellen Sonnenlicht kurz geblendet. Eigentlich war es eine hübsche Anlage, die durch Sitzgelegenheiten, schöne große Steine und schattige Baumgruppen aufgelockert wurde. Aber alles wirkte verödet und tot, als habe ein rachistischer Drache mal kurz durch den Hof gehustet. Der einzige Ort, in dem Leben herrschte, war die kreisrunde überdachte Bar im Zentrum. Zwei vielleicht 18 Jahre alte Mädchen saßen auf den Barhockern. Normalerweise arbeiteteten sie an der Bar als Bedienungen. Da gerade keine Kunden anwesend waren, stierten sie auf den Fernseher, der oberhalb der Schnapsflaschen angebracht war und unter dröhender Lautstärke eine aktuelle Folge der »Sesamstraße« zeigte, in englischer Sprache selbstverständlich.



Gelangweilt sahen die beiden Mädchen zu, wie irgendwelche Plüschfiguren zu lauter Musik tanzten und sangen; sie reagierten nur sehr lasch auf meine Begrüßung. Anscheinend schätzten sich mich mittlerweile richtig ein: als einen Gast, der gern abends noch ein Bier trank und in diesem Fall ein Trinkgeld gab, der aber tagsüber seine Ruhe haben wollte.

Ich verließ den Innenraum der Bar durch einen weiteren Gang, kam dann in einen Innenhof, zu dem die Türen der Zimmer wiesen. Rechts von mir arbeitete eine Frau in weißer Bluse und weitem Rock in der Waschküche, während ein kleiner Junge auf der Treppenstufe saß und kleine Steine nach gackernden Hühnern warf.

Das rostige Tor, das diesen Innenhof mit der Straße verband, ging gerade auf. Frederik, der stets schweigsame Hilfsarbeiter, der zwar immer freundlich lächelte, aber nie auch nur ein Wort sprach, öffnete die Tür; es knirschte und kreischte, als die äußere Ecke des Tors über den steinigen Boden kratzte. Der Mann, der nach mir an der Rezeption gestanden hatte, rollte in einem Pickup durch das Tor; auf dem Beifahrersitz seines Wagens erkannte ich eine Frau mit auffallend langen Haaren.

Langsam ging ich in mein Zimmer. Ich war verschwitzt, fühlte mich von meinem Aufenthalt auf dem Busbahnhof, am Bahnhof und im alten Teil von Gaborone einigermaßen erschöpft. Im Augenblick wollte ich mich nur ausruhen, später dann ein wenig duschen, wenn das schlimmste Schwitzen vorüber war. Ich ging durch das Zimmer, beugte mich über das Bett und zog den Vorhang zur Seite. Von hier aus sah ich direkt auf die Bar, allerdings von hinten, so daß ich den dröhnenden Fernseher zwar hören, aber nicht sehen konnte. Müde legte ich mich aufs Bett und griff nach dem Reiseführer; noch einmal schaute ich mir die Informationen über Francistown an. Immerhin wollte ich am nächsten Tag mit der Bahn in diese Stadt weiterreisen.

Auf einmal bekam ich mit, wie es im Zimmer 14 los ging. Ich konnte keine Stimmen hören, aber ich vernahm das laute Quietschen des Bettes. Mehrfach knallte es mit seiner Stirnseite aus Metall gegen die Wand zu meinem Zimmer. Ich stellte mir vor, wie das Bett von der anderen Seite die Wand so sehr in Schwingungen versetzte, daß sich auch bald mein Bett bewegen würde.

Die verlieren ja echt keine Zeit, dachte ich und grinste in mich hinein, während das Knallen des Bettes in einen regelmäßigen Rhythmus überging, der fast zur Melodie des Sesamstraßen-Liedes paßte, das nach wie vor vom Innenhof der Bar in mein Zimmer hereindrang.

Da ich mir vorkam wie ein altersschwacher Spanner, der jüngeren Paaren mit dem Fernglas in der Hand nachspionierte, ließ ich meinen Reiseführer auf dem Bett liegen und zog mich aus.

Anhand der farblichen Unterschiede auf meinen Armen konnte ich feststellen, daß ich tatsächlich ein bißchen Farbe bekommen hatte. »Gut so«, sagte ich zu mir selbst. Nicht daß es mir wichtig gewesen wäre, im Urlaub braun zu werden, aber ich konnte die zahlreichen Fragen nicht mehr leiden, die nach irgendwelchen Afrika-Trips mit hundertprozentiger Sicherheit kamen. Ob ich mir nicht die Zeit nehmen würde, einmal ein schönes Sonnenbad zu nehmen?

Ich verdrängte den Gedanken an alberne Fragen in der Heimat, ging lieber in das Badezimmer. Man hatte mir ein frisches Handtuch gebracht, das über dem Zugang zur Dusche hing; ein fadenscheiniges Stofftuch in gelb und orange zwar nur, aber besser als nichts. Wie immer duschte ich den Boden der Dusche gründlich mit heißem Wasser ab. Einige Käfer huschten in die Löcher in der Wand, ein Leguan verschwand durch das halb offen stehende Fenster.

In aller Ruhe duschte ich, wusch mir den Schweiß vom Körper und spülte meine Haare gründlich aus. Als ich fertig war und nackt in mein Zimmer kam, mich in dem schmalen Raum zwischen den zwei reichlich angeschmuddelten Betten anzog, hörte ich im Zimmer 14 die Dusche; sie schien mit Hochdruck zu laufen. Ich schaute auf die Uhr. Von den zwei Stunden, für die der Mann mit dem Pikkup bezahlt hatte, war noch nicht einmal eine vorüber. Entweder hatte er es eilig, oder er gehörte ganz allgemein zur flotten Sorte.

Von draußen drang mittlerweile die Übertragung eines Sportereignisses herein. Die Stimme eines Reporters, der akzentuiertes Englisch sprach, überschlug sich fast. Ich bekam Durst auf ein kühles Bier.

Das »Mogotel« hatte schon seinen ganz besonderen Charme, fand ich. Ich würde es auf meiner Reise in den Norden Botswanas wirklich vermissen.

Kurz vor Schluss

Ich habe nicht nur einmal über **Kettcar** gelästert, vor allem in irgendwelchen Berichten über die Konzerte der Hamburger Band. Die waren aufgrund des manchmal schauderhaften IndiePop-Publikums mehr Erweckungsgottesdienste als echte Konzerte und trieben mir den Angstschweiß auf die Stirn: Waren das wirklich die Menschen, mit denen ich gemeinsam irgendwelche Bands gut finden wollte?

Aber jetzt ist die neue **Kettcar**-Platte da, eingetroffen in der letzten Entstehungsphase dieses Schmierheftes. Sie heißt »von spatzen und tauben, dächern und händen«, und sie ist schlicht genial. Meilenweit vom Punkrock entfernt, was die Musik angeht, aber eben nicht in punkto Texte, die in sich nach wie vor vertrackt sind, die aber klar machen, wo die Band steht.

Wer **Slime**-Textzeilen mal locker in einen Pop-Song verpackt, wer nachdenkliche Aussagen zu ruhigem Gesang, Gitarrenspiel und Klaviergeklimper bringt – der kann einfach kein schlechter Mensch sein. **Kettcar** sind eine tolle Band, eine Klasse-Band, und diese zweite Langspielplatte beweist das ganz klar. Auf Konzerte der Hamburger werde ich wohl trotzdem kaum noch gehen ...

Kaufen! Platte erschien beim Label *Grand Hotel Van Cleef*, das dem **Kettcar**-Sänger und zwei anderen Leuten gehört. Mehr Independent geht nicht – und einer solchen Band gönne ich jeden nur erdenklichen kommerziellen Erfolg!

Playlist Januar 2005

1. RADIOACTIVE TOYS: 10"
2. THE PARANOIACS: Bananas
3. TV SMITH: Not A Bad Day
4. RAZZIA: Relativ sicher am Strand
5. POPPERKLOPPER: No Compromise

EINKAUFSSTRASSEN BLUES

Komm, ich nehm' dich mit auf eine Tour,
gespielt wird heut' der Einkaufsstraßen-Blues,
Sonderangebote an jeder Straßenecke,
es kostet nur Geld und selten den Tod.

Preiswerte Klamotten, Bücher zum halben Preis,
tausendfach blinkende »Billig«-Schilder,
die Lizenz zum uneingeschränkten Konsum,
Feuer frei auf ein Paradies für freie Bürger.

Zu jammern gibt es wenig in diesen Tagen,
konsumiert wird mit jeder Faser deines Leibes,
wer sich nicht eingliedert, ist selbst schuld,
den Einkaufsstraßen-Blues kann jeder singen.

Glaub an das beste in jedem Menschen,
an das Geld, das seine Existenz erst definiert,
nur wer Geld ausgibt, ist ein wahrer Mensch,
wer keins besitzt, gehört in die letzte Reihe.

Wahre Freiheit kostet ihren wahren Preis,
ein bißchen Kleingeld sollte es schon sein,
verschwendet zwischen Karstadt und Aldi,
so bist du gerüstet für dein wahres Leben.

Das ist unser lieber Einkaufsstraßen-Blues,
wir sind die gut gekleideten Sklaven unserer Zeit,
hängen an dünnen Ketten aus purem Gold
und träumen nur selten von neuem Leben.